

## Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —
Für ein halbes Jahr mit . . fl. 3. —
Für ein Vierteljahr mit . . fl. 1. 30 kr.
Für einen Monat mit . . . — 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich. . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —
Für ein halbes Jahr . . . fl. 5. —
Für einen Monat . . . . fl. 1. —
Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

**J. Lindauer'sche Leihbibliothek,**
**Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.**

28478.

# Entlarvt.

Roman

von

**M. E. Braddon.**

Verf. von: „Lady Audley's Geheimniß" — „Henry Dunbar" — „Raubvögel"
„Charlotten's Erbschaft" ꝛc.

---

Aus dem Englischen

von

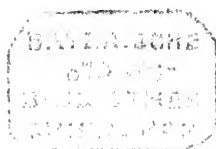
**A. Kretzschmar.**

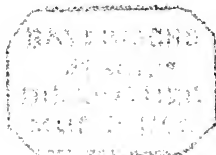
Erster Band.





**Berlin, 1870.**
Verlag von Otto Janke.





## Erstes Capitel.

# Ein warnender Traum.

---

Es war vor siebenundzwanzig Jahren an einem rauhen Märzabend. Die Gaslaternen des Ratcliff Highway flackerten, und der Klang kreischender Geigen und trampelnder Füße in einer Menge Wirthshäuser verrieth, daß es den am Lande weilenden Seeleuten nicht an Gelegenheit fehlte, sich zu amüsiren.

Die Kaufläden der Kleidertrödler waren hell erleuchtet und die von der Decke herabhängenden Matrosenjacken, Hosen und Hüte so geschickt und steif zusammengebaut, daß sie aussahen, wie eben so viele seefahrende Selbstmörder.

Hier und da waren diese Kaufläden mit Festons von grellbunten Taschentüchern verziert, und auf jeder Glasscheibe der Kaufläden und Wirthshausfenster sah man in glühenden Farben den Stolz Britannias, die Flagge der drei vereinigten Königreiche, gemalt.

In einem kleinen Hinterzimmer eines alten Wirthshauses in Shadwell saßen zwei Männer trinkend und rauchend beisammen.

Das Zimmer war ungefähr so groß wie ein tüchtiger Schrank und ward am Tage durch ein Fenster erleuchtet, von welchem man eine angenehme Aussicht auf einige Kohlenschuppen und eine alte Mauer hatte.

Die Wandtapete war vor Alter schwarz und schmierig, und die plumpen hölzernen Möbels sahen in Folge der Einwirkung von Zeit und Schmutz aus, als wären sie von Ebenholz gefertigt. Natürlich hatten die Rücken und Ellbogen der Gäste, der Tabaksrauch und die Bierflecken von einem halben Jahrhundert ebenfalls das Ihrige hierzu beigetragen.

Die in dieser unheimlichen kleinen Spelunke rauchenden und trinkenden beiden Männer gehörten augenscheinlich der zahlreichen Klasse der Seeleute an.

In dieser Beziehung waren sie einander ähnlich, in jeder andern aber nicht.

Der eine war lang und kräftig gebaut, der andere dagegen klein, hager und verwachsen. Der eine hatte ein dunkelgebräuntes Gesicht mit freimüthigem, furchtlosem Ausdruck; der andere war blaß und sommersprossig und hatte kleine hellgraue Augen, welche fortwährend hin und her blinzelten, am meisten, wenn er am lebhaftesten sprach.

Der erste hatte eine sonore Baßstimme, und wenn er lachte, so that er das laut und kräftig; der zweite dagegen redete in gedämpftem Tone, und wenn er am eindringlichsten sprach, ließ er seine Stimme zu einem förmlichen Geflüster herabsinken.

Der erste war Capitain und Miteigenthümer der Brigantine „Pizarro", welche ihre Handelsfahrten zwischen dem Hafen von London und der Küste von Mexiko hin und her machte. Der zweite war sein Schreiber, sein Factotum und sein Vertrauter, halb Seemann, halb Landbewohner; im Stande, da nöthig, das Steuerruder zu führen, ebenso wie seinem Herrn in den verwickeltsten Handels- und Speculationsfragen mit gutem Rath an die Hand zu gehen.

Der Name des Capitains war Valentin Jernam, der seines Factotums Joyce Harker. Der Capitain hatte ihn in einem amerikanischen Hospital gefunden, Mitleid mit ihm gehabt und freie Ueberfahrt nach der Heimath angeboten.

Auf der Heimreise hatte Joyce Harker sich so anstellig und brauchbar gezeigt, daß Capitain Jernam nach Beendigung derselben sich nicht hatte von ihm trennen wollen, so daß von dieser Zeit an der hagere, buckelige kleine Mann der Freund und stete Begleiter des rüstigen Seemanns gewesen war.

Fünfzehn Jahre lang, während welcher Valentin

Jernam und sein jüngerer Bruder Georg überseeische Handelsgeschäfte getrieben, war mit diesen beiden Brüdern Alles gut gegangen, niemals aber hatte das Glück sie so begünstigt, wie während der vier Jahre, in welchen Joyce Harker zu jedem Handelsgeschäft den Anstoß gegeben und jede Speculation geleitet hatte.

„Heute sind es vier Jahre, daß ich in dem Hospital zu New-Orleans zum ersten Male Euer Gesicht sah, Joyce," sagte Capitain Jernam in der vertraulichen Stimmung dieser jovialen Stunde. „Der Kerl ist ja todt!" sagte ich. „Nein, er liegt blos im Sterben," entgegnete der Doctor. „Was für eine Krankheit hat er denn?" fragte ich. „Das Heimweh und leere Tasche," antwortete der Doctor. „Er war in einem Spielhause in der Stadt angestellt; bei einer Schlägerei bekam er einen garstigen Hieb über den Kopf und ward hierher gebracht. Durch das Fieber, welches ihn anfangs wegzuraffen drohte, haben wir ihn glücklich durchgebracht, gleichwohl aber liegt er nun da, so schwach und matt wie eine halb verhungerte Ratte. Er hat weder Geld noch Freunde. Er möchte gern nach England zurück, hat aber eben so wenig Hoffnung, dieses Land wiederzusehen, als ich, Kaiser von Mexiko zu werden. „Meinen Sie, Doctor?" sagte ich. „Da will ich Ihnen gleich eine andere Geschichte erzählen. Wenn Sie diesen armen Teufel bis nächsten Montag nothdürftig zusammenflicken

können, so nehme ich ihn dann in meinem Schiffe mit nach Hause, ohne daß seine Ueberfahrt ihm auch nur sechs Pence kosten soll." Ihr nehmt es mir doch nicht übel, daß ich Euch einen armen Teufel genannt habe? Ihr waret damals wirklich einer, oder mit anderen Worten, ein außerordentlich unbemitteltes Geschöpf," murmelte der Capitain im Tone der Entschuldigung.

„Ich sollte Ihnen etwas übel nehmen?" rief das Factotum. „Das wäre noch besser! Habe ich Ihnen vielleicht nicht mein Leben zu verdanken? Wie viele Landsleute außer Ihnen gingen, während ich in jenem Hospitalbett lag, an mir vorüber und fragten nicht danach, ob ich dort verfaulte oder was sonst aus mir würde. Ich hörte ihre laute Stimme und knarrenden Stiefel, während ich dort lag und zu schwach war, um die Augen aufzuschlagen und diese Menschen anzusehen, aber nicht zu schwach, um ihnen zu fluchen."

„Nein, Joyce, sagt das nicht!"

„Ich sage es aber, und es ist auch mein völliger Ernst. Ich will Ihnen etwas sagen, Capitain. Man ist allgemein der Ansicht, wenn ein Mensch einen krummen Rücken hat, so habe er auch ein krummes Gemüth, und wenn seine armen, unglücklichen Beine verkrüppelt sind, so müsse auch sein Herz verschrumpft und verkrüppelt sein. Ich glaube auch, daß in der allgemeinen Ansicht etwas Wahres liegt, denn wenn der Mensch findet, daß

er nach einem andern Muster zugeschnitten ist, als seine Mitmenschen, und daß diese ihn eben wegen dieses Unterschiedes mit scheelen Blicken betrachten, so ist dies nicht geeignet, ihn gut gelaunt zu machen, und wenn er sieht, daß wegen seiner verwachsenen Beine und seines krummen Rückens die Welt gegen ihn härter ist als Stein, so wird sein eigenes Herz dadurch auch nicht weich gemacht. Doch lassen Sie uns weiter nicht von mir und meinen Gefühlen sprechen, Capitain. Ich bin keine so wichtige Person, daß es für einen schönen Mann, wie Sie sind, der Mühe lohnte, viel Worte an mich zu verschwenden. Ich wünsche weiter nichts zu wissen, als Ihre Pläne. Sie beabsichtigen doch nicht etwa, hier in diesem Hause zu bleiben?"

„Warum denn nicht?"

„Weil es für einen Mann, der wie Sie sein Geld bei sich trägt, ein gefährlicher Platz ist. Ich wollte, sie entschlössen sich lieber, dieses Geld bei einer Bank zu deponiren, Capitain."

„Nein, das thue ich nicht," antwortete der Seemann mit kluger Miene. „Das thue ich nicht, Joyce Harker. Ich kenne diese Banquiers. Man geht eines schönen Nachmittags hin und sieht eine ganze Menge Commis hinter einem funkelnagelneuen Mahagoniladentisch stehen, Alles sieht schön blank und solid aus. „Kann ich hier ein paar Hundert Pfund deponiren?" fragt man. „Ja

wohl, versteht sich," bekommt man zur Antwort. Man zählt sein Geld auf und erhält dafür ein kleines Stück Papier mit den Worten: „Da hier ist Ihre Quittung." „Schön," sagt man und geht seiner Wege. Wenn man wieder draußen auf der Straße steht, ist's einem vielleicht ein wenig sonderbar zu Muthe, zu bedenken, daß das ganze schöne blanke Geld, welches man kurz vorher noch hatte, sich in ein winziges Stückchen Papier verwandelt hat. Indeß man ist ein leichtherziger, sorgloser Mensch, und man denkt an die ganze Geschichte nicht eher wieder, als bis man von seiner nächsten Reise nach Hause kommt. Man geht an's Land, will sich sein Geld holen, und siehe da: das schöne Bankgeschäft ist geschlossen, der funkelnagelneue Mahagoniladentisch ist verschwunden und die Commis sind es auch. Nein, Joyce, Bankhäusern traue ich nicht."

„Bankhäusern würde ich aber immer noch lieber trauen, als diesen Leuten hier," antwortete Joyce nachdenklich.

„Macht Euch doch keine Sorge, Joyce! Das Geld wird nicht lange in meiner Verwahrung bleiben. Georg hat mir versprochen, mich, wenn Wind und Wetter ihm nicht ungünstiger sind, als sie es früher gegen ihn gewesen, spätestens bis zum fünften April hier in London zu treffen. Ich bin blos stiller Compagnon der Firma Gebrüder Jerman. Georg nimmt das Geld und macht da=

mit, was er will — steckt es hier und dort hinein, und speculirt damit bald in diesem, bald in jenem. Ihr seid auch so ein Geschäftsgenie, wie George, Joyce; Ihr seid in dieser Beziehung gerade so ein Mann wie mein Bruder; Ihr kennt alle seine Kunstgriffe, während ich dergleichen Dinge nie recht begreifen kann. Indeß er sagt mir, daß wir immer reicher werden, und das ist ganz angenehm zu hören, obschon ich nicht glaube, daß mir das Herz brechen würde, wenn ich denken müßte, daß wir arm wären. Ich liebe das Meer, weil es das Meer ist, und ich liebe mein Schiff um seiner selbst willen."

„Capitain Georg hat auch ganz Recht," antwortete Joyce. „Die Gebrüder Jernam werden reich und ihr Geschäft blüht. Sie haben mir aber noch immer nicht gesagt, was Sie jetzt zu thun gedenken, Capitain."

Nun, da Ihr sagt, ich thäte am besten, dieses Quartier hier aufzugeben, so muß ich es wohl thun, obschon es mir hier in dieser Nachbarschaft gefällt. Ich höre gern die Stimmen unserer Kameraden, und es ist mir lieb, zu wissen, daß der „Pizarro" in unmittelbarer Nähe im Hafen liegt. Indeß ich habe in einem einsamen kleinen Dorfe in Devonshire eine alte Tante, die sich sehr freuen würde, mich zu sehen, und welcher ein kleiner Brocken von dem Reichthume der Gebrüder Jernam nichts schaden kann. Ich werde daher mor-

gen früh mit der Personenpost nach Plymouth fahren und dieser alten Tante einen Besuch abstatten. Ihr könnt mittlerweile die Reparaturen an Bord des „Pizarro" beaufsichtigen, und ich kann zeitig genug wieder da sein, um Georg am Fünften hier zu treffen."

„Wo wollen Sie ihn denn treffen?"

„Hier in diesem Zimmer."

Das Factotum schüttelte den Kopf.

„Sie haben Beide dieses Haus viel zu lieb," sagte Joyce. „Die Leute, welche es jetzt besitzen, sind uns fremd. Sie haben das Geschäft seit unserer letzten Reise gekauft. Ihr Aeußeres gefällt mir durchaus nicht."

„Ja, was das betrifft, so gefäll es mir auch nicht. Es thut mir leid zu hören, daß die alten Leute nicht mehr da wohnen. Wir wollen jetzt noch ein paar Glas Grog bestellen und heute Abend noch einmal recht fidel sein, wenn ich morgen früh fort muß. Was ist denn das?"

Der Capitain, welcher schon die Klingelschnur gefaßt hatte, hielt inne, um den Tönen zu lauschen, welche sich in unmittelbarer Nähe plötzlich vernehmen ließen. Eine Frauenstimme, so frisch und klar wie die einer Lerche, sang, von einem alten schwachen Piano begleitet, ein bekanntes Seemannslied.

„Das ist ja eine ganz famose Stimme!" rief der Capitain. „Sie geht mir durch und durch.

Kommt, Joyce, wir wollen den Gesang in größerer Nähe hören."

„Ich glaube, es wird besser sein, wenn wir das nicht thun," antwortete die warnende Stimme des Schiffsschreibers. „Ich sage Ihnen, Capitain, die Leute in diesem Hause taugen nichts. Man giebt jeden Abend hier eine Art Concert, aber blos um einen Vorwand zu haben, unter welchem sich betrunkene Schwelger und Gauner hier zusammenfinden. Wenn Sie morgen früh nach Plymouth fahren wollen, so werden sie wohlthun, wenn Sie heute Abend zeitig zu Bett gehen. Getrunken haben Sie ohnehin nun genug."

„Getrunken!" rief Valentin Jernam. „Ich bin ja so nüchtern, wie eine junge Katze. Kommt, Joyce; wir wollen gehen und den Gesang dieses Mädchens anhören."

Mit diesen Worten verließ der Capitain das Zimmer und Harker folgte ihm achselzuckend.

„Niemand ist doch schwerer zu regieren, als ein kleines Kind von dreißig Jahren," murmelte er; „ein kleines Kind, welches man Herr nennen muß."

Er folgte dem Capitain durch einen dunkeln kleinen Gang in das Zimmer, dessen Fußboden mit Sand bestreut war und an dessen einem Ende sich eine kleine Estrade befand. Das Zimmer war angefüllt von Seeleuten und unehrenhaft aussehenden Frauenzimmern. Beleuchtet ward es von

mehreren Gasflammen, die in der Zugluft hin und her flackerten.

Eine Gruppe schwarzbärtiger Matrosen von fremdländischem Ansehen machten an einem der Tische Platz für den Capitain und seinen Begleiter. Jernam bedankte sich für diese Artigkeit durch freundliches Kopfnicken.

„So höfliche Leute verdienen tractirt zu werden,“ sagte er dann. „Wie wäre es, Kameraden, wenn wir eine Bowle Punsch mit einander tränken?“

Die fremden Matrosen sahen ihn an und gaben durch freundliches Schmunzeln ihre Zustimmung zu erkennen.

Valentin Jernam rief den Wirth und bestellte eine Bowle Punsch.

„Macht sie hübsch voll, seid aber mit dem Wasser nicht allzu freigebig,“ setzte der Capitain hinzu.

Der Wirth nickte und lachte. Er war ein breitschultriger, untersetzter Mann mit einem blassen Gesicht, welches so breit und plump war, wie seine ganze Gestalt, so daß seine äußere Erscheinung durchaus keine angenehme zu nennen war.

Valentin Jernam stemmte sich mit den verschränkten Armen auf den wackeligen, mit eingetrockneten Bier- und Branntweinpfützen bedeckten Tisch und ließ das Zimmer gemächlich die Musterung passiren.

In dem Concert war gerade jetzt eine Pause

eingetreten. Die Sängerin saß schweigend neben dem alten tafelförmigen Piano und wartete, bis sie aufgefordert werden würde, mehr zu singen.

Es waren bei diesem überaus einfachen Concert nur zwei Personen thätig — das Mädchen, welches sang, und ein alter blinder Mann, der sie auf dem Piano begleitete. Vor siebenundzwanzig Jahren aber, wo man von dem Glanz der heutigen Singspielhallen noch nichts wußte, war diese Unterhaltung für die Gäste des „Lustigen Matrosen" vollkommen hinreichend.

Valentin Jernam's Augen schweiften im Zimmer umher, bis sie dem Gesicht des neben dem Piano sitzenden Mädchens begegneten. Hier blieben sie sofort haften und schienen auf dem Gesicht, welches sie betrachteten, förmlich festzuwurzeln.

Es war ein bleiches, länglich rundes Gesicht, von glatten Flechten schwarzen Haares eingerahmt und von einem prachtvollen schwarzen Augenpaar beleuchtet, so daß es mehr einer römischen Kaiserin, als einer Wirthshaussängerin anzugehören schien.

Noch nie hatte Valentin Jernam ein so schönes Weib gesehen. Er war nie ein sonderlicher Verehrer und Bewunderer des schwächeren Geschlechts gewesen. Allerdings hatte er einen unbestimmten Begriff davon, daß es Frauen, Sirenen und andere gefährliche Geschöpfe gäbe, die irgendwo in dieser Welt auf der Lauer lägen, um rechtschaffene Männer in's Verderben zu locken. Darüber hinaus aber

hatte er sehr wenig Ideen über diesen Gegenstand.

Andere Leute nahmen sehr wenig Notiz von der Sängerin. Die Stammgäste des „Lustigen Matrosen" waren an ihre Schönheit und ihren Gesang gewöhnt und kümmerten sich weiter nicht um sie. Das Mädchen selbst war sehr ruhig und sehr bescheiden. Sie kam und ging unter der Obhut des alten blinden Pianisten, den sie ihren Großvater nannte, und schien der Beobachtung ebenso auszuweichen, wie der Bewunderung.

Nach einer Weile begann sie wieder zu singen.

Sie stellte sich an das Piano, mit dem Gesicht nach dem Publikum, ruhig wie eine Statue und mit den großen schwarzen Augen gerade vor sich hin schauend.

Der alte Mann hörte, während sie sang, aufmerksam zu und nickte dann und wann, wenn die vollen markigen Töne an sein Ohr schlugen, liebenden Beifall. Das arme blinde Gesicht ward dann durch das Entzücken des Musikers verklärt, und es war, als ob die lärmende, gemeine Zuhörerschaft für diese Beiden gar keine Existenz hätte.

„Welch ein liebliches Wesen!" rief der Capitain in gedämpft enthusiastischem Tone.

„Ja, es ist ein hübsches Mädchen," murmelte der Schiffsschreiber gleichgiltig.

„Ein hübsches Mädchen!" wiederholte Jernam.

„Ein Engel, wollt Ihr sagen! Ich habe noch gar nicht gewußt, daß es solche Frauen in der Welt giebt, und wenn man bedenkt, daß ein solches Mädchen hier sein muß, mitten unter diesem Tabaksqualm, diesem Lärm und diesen ruchlosen Reden! Ist das nicht ein hartes Loos, Joyce?"

„Ich sehe nicht ein, weshalb so etwas für ein schönes Mädchen härter sein soll, als für ein häßliches," entgegnete Harker mit philosophischer Miene. „Hätte sie rothes Haar und eine Stumpfnase, so würden Sie sich nicht die Mühe nehmen, sie zu bedauern. Ich sehe nicht ein, was es Sie interessiren kann, daß sie zufällig schwarze Augen und rothe Lippen hat. Ich glaube, sie taugt eben so wenig, als die meisten der Frauenzimmer, die wir hier sehen, und würde, wenn Sie ihr sonst Gelegenheit dazu gäben, sich kein Gewissen daraus machen, Ihnen das Geld aus der Tasche zu stehlen."

Valentin Jernam gab auf diese Bemerkungen keine Antwort. Wahrscheinlich hatte er dieselben kaum gehört. Es dauerte übrigens nicht lange, so kam der Punsch; der Capitain schob aber die Bowle seinem Vertrauten zu und ersuchte diesen, die Gläser zu füllen. Sein eigenes Glas blieb unberührt vor ihm stehen, während die fremden Matrosen und Joyce Harker die Bowle leerten. Wenn das Mädchen sang, hörte er zu, und wenn sie in den Zwischenpausen schweigend dasaß, beobachtete er ihr Gesicht.

Bis sie ihr letztes Lied beendet und dann, ihren blinden Begleiter an der Hand führend, von der Estrade herunterstieg, schien der Capitain des „Pizarro" wie in einem Zauber befangen zu sein.

Das Zimmer hatte blos einen Ausgang, so daß die Sängerin und ihr Großvater den schmalen Raum zwischen den beiden Reihen der Tische passiren mußten. Das dunkelfarbige Kleid der Sängerin streifte Jernam, als sie an demselben vorbeikam, und seine Augen folgten ihr bis zum letzten Moment mit demselben starren, unverwandten Blick.

Als sie hinaus war und die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte, sprang er plötzlich auf und folgte. Er that dies gerade noch zeitig genug, um zu sehen, wie sie mit ihrem Großvater und einem großen starken Mann von abstoßendem Aussehen, der halb Seemann, halb Landbewohner zu sein schien und trinkend in der andern Gaststube gesessen hatte, das Haus verließ.

Der Wirth stand hinter dem Schenktisch und füllte Biergläser, während Jernam auf die Straße hinaus den sich entfernenden Gestalten des Mädchens und der beiden Begleiter desselben nachschaute.

„Ein hübsches Mädchen, nicht wahr?" sagte der Wirth, als Jernam die Thür wieder schloß.

„Ja, das ist sie!" rief der Seemann. „Wer ist sie? Wo kommt sie her? Wie heißt sie?"

„Sie heißt Jenny Milsom und lebt bei ihrem Vater, einem sehr achtbaren Mann.“

„War das ihr Vater, der soeben mit ihr fortging?“

„Ja, das ist Tom Milsom.“

„Der sieht aber nicht sehr achtbar aus. Ich glaube, ich habe in meinem ganzen Leben Niemand gesehen, dessen Aeußeres weniger Zutrauen erweckt hätte.“

„Für sein Aussehen kann Niemand,“ entgegnete der Wirth etwas verdrießlich. Ich kenne Tom Milsom seit zehn Jahren und habe nie etwas Unrechtes über ihn gehört.“

„Wahrlich aber auch nichts Gutes, mein lieber Dennis Wayman,“ sagte ein Mann, der an den Schenktisch gelehnt stand. „Drüben in Rotherhithe nannten wir ihn den Schwarzen Milsom. Ich arbeitete vor sieben Jahren mit ihm auf einem Schiffszimmerhofe. Damals war er ein mürrischer, grober Kerl. Ein solcher ist er auch jetzt noch, und ein Faulenzer und Tagedieb obendrein. Er hat ein kleines Haus draußen im Marschland, liegt den ganzen Tag auf der Bärenhaut und lebt von dem, was seine schöne Tochter verdient.“

„Ihr scheint Milsom's Verhältnisse eben so gut zu kennen, wie Eure eigenen, Joe Dermot,“ antwortete der Wirth, abermals mit einem Anflug von Verdruß in seinem Tone.

„Ihr braucht mich nicht so zornig anzuschauen,

Dennis," entgegnete Dermot. „Ich habe dem Schwarzen Milsom nie getraut und werde ihm auch nie trauen. Es giebt Menschen, die einen andern für das Geld zu einer Kanne Bier ermorden würden, und ich glaube, Milsom ist einer von diesen."

Valentin Jarnam hörte diesem Gespräch aufmerksam zu — nicht weil er sich für den guten oder schlechten Ruf des Schwarzen Milsom interessirt hätte, sondern weil er etwas zu hören wünschte, was ihm Aufschluß über das Mädchen geben konnte, welches ein so neues Gefühl in seiner Brust erweckt hatte.

Der Schiffsschreiber war seinem Herrn gefolgt und stand im Schatten der Thüröffnung. Er horchte noch aufmerksamer als sein Vorgesetzter, und seine kleinen, rastlosen Augen rollten zwischen den Gesichtern der Sprechenden hin und her.

Es hätte sich über Mr. Thomas Milsom vielleicht noch weit mehr sprechen lassen, es war aber augenscheinlich, daß der Wirth zum „Lustigen Matrosen" jede unehrerbietige Anspielung auf diesen Mann energisch zurückzuweisen entschlossen war.

Der Mann, den er Joe Dermot genannt, bezahlte seine Zeche und ging fort.

Der Capitain und sein Factotum begaben sich in die zwei kleinen dumpfigen Zimmer, welche ihnen zur Nachtherberge dienen sollten.

Diese ganze Nacht hindurch, schlafend oder wa-

chend, ward Valentin Jernam von der Vision eines schönen Gesichts und dem Klange einer melodischen Stimme verfolgt, und Gesicht und Stimme gehörten eins wie das andere der Sängerin.

Um fünf Uhr früh verließ der Capitain des „Pizarro" sein Zimmer und pochte an Joyce Harker's Thür, in der Absicht, ihm Lebewohl zu sagen.

„Ich will fort, Joyce," sagte er. „Führt in der Zwischenzeit bis zum Fünften gute Aufsicht über die Reparaturen."

Er erwartete eine schläfrige Antwort hierauf zu erhalten, zu seinem Erstaunen aber öffnete sich die Thür und Joyce stand fertig angekleidet auf der Schwelle.

„Ich werde Sie bis an das Fahrbureau begleiten, Capitain," antwortete Harker. „Es gefällt mir hier in diesem Hause durchaus nicht, und ich will Sie aus demselben hinausgeleiten, um nie wieder hierher zurückzukehren."

„Dummes Zeug, Joyce! Mir sagt das Haus ganz gut zu."

„Wirklich?" fragte das Factotum flüsternd. „Der Wirth sagt Ihnen wohl auch zu, ebenso wie der Mann, den man den Schwarzen Milsom nennt? Mit diesen beiden Männern steht nicht Alles richtig, Capitain Jernam. Mag dem aber sein, wie ihm wolle, so hören Sie jedenfalls auf meinen Rath. Kehren Sie in dieses Haus nicht eher wie-

der zurück, als bis Sie Ihren Bruder hier treffen, Capitain Georg ist ein entschlossener, kaltblütiger Mann, für den mir nicht bange ist, Sie aber, Capitain Valentin Jernam, sind für die Leute, die hier verkehren, viel zu freimüthig und unvorsichtig. Sie trugen gestern Abend, als Sie den Punsch bezahlten, Ihre Brieftasche viel zu sehr zur Schau. Ich sah, mit was für Augen der Wirth nach dem Gold und den Banknoten lugte, und habe die ganze Nacht nicht ordentlich zu schlafen gewagt, weil ich fürchtete, daß man etwas gegen Sie im Schilde führte."

„Ihr seid ein guter Kerl, Joyce; obschon Ihr aber in einem Sturm zur See Muth habt für zwanzig Mann, so seid Ihr doch auf dem Lande furchtsam wie ein Kind."

„Ich bin wie ein Hund, Capitain — ich wittere die Gefahr, wenn sie die Personen bedroht, die ich liebe. Horch, was ist das?"

Sie gingen eben in dem Dunkel des Frühlingsmorgens ruhig die Treppe hinab. Das leise Ohr des Schiffsschreibers vernahm das Geräusch eines verstohlenen Fußtritts, und in der nächsten Minute standen sie einem Manne gegenüber, welcher die schmale Treppe heraufkam.

„Ihr seid ja recht frühzeitig auf den Füßen, Mr. Wayman!" sagte Joyce Harker, indem er den Wirth des „Lustigen Matrosen" erkannte.

„Nun, was das betrifft, so dächte ich, Sie

ließen es auch nicht daran fehlen," antwortete der Wirth.

„Mein Capitain will verreisen, und ich begleite ihn nach dem Fahrbureau," entgegnete Joyce.

„Er will verreisen? Wenn er noch so lange warten kann, so will ich ihm doch erst eine Tasse Kaffee kochen."

„Ihr seid sehr freundlich," antwortete Joyce rasch. „Der Capitain hat aber keine Zeit übrig; er würde den Abgang des Personenwagens versäumen."

„Verreisen Sie auf lange Zeit, Capitain?" fragte der Wirth.

„Nein, das nicht, denn ich will zum Fünften hier in Eurem Hause mit meinem Bruder zusammentreffen, welcher sich gegenwärtig auf dem Rückwege von Barbados befindet. Ihr müßt nämlich wissen, daß wir, mein Bruder und ich, Geschäftscompagnons sind, und wenn der eine Glück hat, so kommt dies auch dem andern zugute. Wir haben in der letzten Zeit sehr gute Geschäfte gemacht."

Der Capitain schlug, indem er dies sagte, an eine seiner geräumigen Taschen. Dennis Wayman beobachtete diese Geberde mit begierigen Augen. So lange Valentin gesprochen, war Joyce Harker bemüht gewesen, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, aber vergebens. Wenn der Capitain des

„Pizarro“ einmal anfing zu sprechen, dann war es schwer, ihm Einhalt zu thun.

Der Capitain wünschte dem Wirth freundlich Lebewohl und verließ dann mit seinem treuen Begleiter das Haus.

Draußen auf der Straße angelangt, begann Joyce Harker seinem Chef Vorstellungen zu machen.

„Ich sagte Ihnen, daß diesem Kerl nicht zu trauen sei,“ sagte er, „dennoch aber plauderten Sie von Ihrem Gelde.“

„Dummes Zeug, Joyce! Von Geld habe ich kein Wort gesprochen.“

„Wirklich nicht, Capitain? Sie sagten vollkommen genug, um diesen Mann wissen zu lassen, daß Sie viel baares Geld bei sich tragen. Aber nicht wahr, Sie kehren nicht eher wieder in dieses Haus zurück, als bis Sie zum Fünften mit Capitain Georg zusammenkommen?“

„Nein, gewiß nicht.“

„Und Sie werden bei diesem Entschluß bleiben?“

„Ja wohl, auf alle Fälle.“

„Ich kann mich nämlich nicht weiter darum bekümmern. Ich muß während dieser ganzen Zeit in Blackwall sein, um die Arbeiter bei den Reparaturen anzutreiben. Es muß mit allem Fleiß gearbeitet werden, wenn das Schiff bis zu der Zeit, wo Sie nach Rio zu segeln gedenken, wieder richtig in Stand sein soll. Deshalb kann ich nicht hier sein, und wenn Sie allein in dieses Haus

zurückkämen, Gott weiß, was man dann mit Ihnen vorzunehmen versuchen würde!"

„Habt nur keine Angst, Joyce. Erstens werde ich am Fünften nicht eher als bis um Mitternacht ankommen und dann gleich im „Goldenen Kreuz" einkehren, wie es sich für einen Gentleman schickt. Zweitens schmeichle ich mir, jeder beliebigen Anzahl Landhaifische gewachsen zu sein."

„Nein, das sind Sie nicht, Capitain. Ein ehrlicher Mann ist einem Schurken nie gewachsen."

Jernam und sein Begleiter trugen gemeinschaftlich den Koffer des ersteren. Nach wenigen Schritten riefen sie eine Droschke an und fuhren durch die kalten grauen Straßen, welchen die noch geschlossenen Fensterläden ein an ein Leichenbegängniß erinnerndes Ansehen gaben, nach dem „Goldenen Kreuz".

An dem Fahrbureau trennten sie sich mit vielen freundlichen Worten von beiden Seiten; Joyce Harker aber blieb bis auf den letzten Augenblick ernst und unruhig.

Das Letzte, was er von seinem Freund und Vorgesetzten sah, war dessen braunes Gesicht, welches sich zum Wagenfenster herausneigte, während die Hand zugleich ein herzliches Lebewohl winkte.

„Was für ein guter, edler Mann er doch ist!" dachte der kleine verwachsene Schiffsschreiber, während er seine Schritte wieder nach der City zurücklenkte. „Gab es aber wohl je ein kleines Kind,

welches am Lande hülfloser gewesen wäre und steter Aufsicht dringender bedurft hätte.

*
* *

Zeitig am nächstfolgenden Morgen langte Valentin Jernam in Plymouth an und ging von hier zu Fuß nach dem kleinen Dorf Allanbay, in welchem der einzige Verwandte, den er außer seinem Bruder Georg hatte, lebte.

Gemächlich die ruhige Landstraße entlang schreitend, begann er, obschon sonst nicht sonderlich zum Nachdenken geneigt, seinen Gedanken nachzuhängen, und diese wendeten sich der Vergangenheit zu.

So leichtherzig und frohgelaunt er auch jetzt war, so war doch seine Kindheit eine sehr traurige gewesen. Kaum acht Jahre alt, hatte er die Mutter verloren, war dann von seinem dem Trunke ergebenen Vater gemißhandelt worden und hatte alle Leiden zu ertragen gehabt, welche den Kindern der Armen nur zu oft beschieden sind.

Georg war bei dem Tode der Mutter der beiden Knaben noch nicht ganz ein Jahr alt und Valentin von dieser Zeit an sein einziger Beschützer und Pfleger gewesen. Muthig hatte er zwischen dem hülflosen Kleinen und der Rohheit des Vaters gestanden und alle Drangsale freudig getragen, dafern er nur im Stande war, Unheil von dem Haupte des kleinen Georg fernzuhalten.

Bei mehr als einer Gelegenheit hatte der ältere

Bruder dem Vater Trotz geboten, wenn es galt, den jüngeren zu vertheidigen.

Es war deshalb etwas ganz Natürliches, daß zwischen den beiden Brüdern sich eine Zuneigung entwickelte, welche das gewöhnliche Maß brüderlicher Liebe überschritt. Valentin hatte an seinem Bruder Georg die Stelle beider Eltern vertreten — die Stelle der Mutter, welche auf dem Kirchhofe von Allanbay begraben lag, und die Stelle des Vaters, der in den lebendigen Tod der Trunksucht und Ausschweifung versunken war.

Die Jernams waren übrigens keine Bauern. Der Vater war Lieutenant in der königlichen Marine gewesen, hatte aber in Folge eigener Verschuldung seinen Abschied erhalten und war mit seinem treuergebenen Weibe nach Allanbay gekommen, um hier seine Schande zu verbergen.

Die Laster, welche seine Entfernung aus der Marine zur Folge gehabt, hatten sich mit jedem Jahre gesteigert, bis endlich die Familie, trotz der heldenmüthigen Anstrengungen des Weibes, den gewissenlosen Schwelger zu bessern, bis zur äußersten Tiefe der Armuth und des Elends herabgesunken war.

Die arme Frau kämpfte muthig bis zum letzten Augenblicke und starb am gebrochenen Herzen, während sie ihre hülflosen beiden Kinder in der Gewalt eines Elenden lassen mußte, dessen Gemüth gänzlich verthiert und verwildert war.

Ihre ganze freudenlose Kindheit hindurch waren die beiden Brüder einander Alles in Allem gewesen, und sobald Georg alt genug war, um mit seinem Bruder sich in die Welt hinaus zu wagen, liefen sie fort und fanden an Bord eines kleinen Handelsschiffes Aufnahme und Beschäftigung.

Zur See wie zu Lande stand Valentin zwischen seinem jüngeren Bruder und allen Drangsalen. Die beiden jungen Männer waren aber besser als ihr Trunkenbold von Vater gewesen, und es ging ihnen ziemlich gut.

So begann die Lebensbahn der beiden Jernams. In allen Glückswechseln hatten die Brüder einander treu zur Seite gestanden. Trotz der Verschiedenheit ihrer Charaktere hatte ihre Liebe zu einander weder Veränderung noch Minderung gekannt, und als Valentin Jernam jetzt allein auf der ruhigen Landstraße hinschritt, traten ihm die Thränen in die Augen, als er bedachte, wie oft er in der alten Zeit mit seinem kleinen Bruder auf den Armen hier auf und ab gegangen war.

„Am Fünften werde ich sein liebes Gesicht wieder sehen,“ dachte er. „Gott behüte ihn.“

Die alte Tante wohnte in einem kleinen Hause am Eingange des Dorfes. Sie befand sich jetzt — dank den beiden Kauffahrercapitainen — in leidlich guten Umständen, war aber früher sehr arm gewesen und hatte für die vernachlässigten Knaben sehr wenig thun können. Oft jedoch hatte

sie ihnen, wenn sie sich gefürchtet, zu ihrem Vater nach Hause zu gehen, Obdach gewährt und ihr bescheidenes Mahl mit ihnen getheilt.

Mrs. Jernam, wie sie aus Rücksicht auf ihre sechzig Lebensjahre von ihren Nachbarn genannt ward, saß am Fenster, als ihr Neffe das kleine Gartenpförtchen öffnete. Ehe er aber noch anpochen konnte, hatte sie schon die Stubenthür aufgeworfen und stand auf der Schwelle, bereit, ihn zu umarmen.

„Mein guter Junge!" rief sie. „Wie lange habe ich Deiner Ankunft entgegen gesehen!"

Dieser Tag verging unter angenehmem Geplauder zwischen Tante und Neffen. Sie war so begierig, seine Abenteuer zu hören, und er war so gern bereit, dieselben zu erzählen. Er saß rauchend am Feuer, während Susannens geschäftige Finger die Stricknadeln spielen ließen, und erzählte zwischen den blauen Rauchwolken hindurch von seinen glücklich bestandenen Gefahren.

Dann setzte man sich zu einem vortrefflichen Mittagsmahl nieder und trank eine Flasche Wein, welche der Capitain früher einmal selbst mitgebracht. Nach Tische schlenderte er hinaus in's Dorf, besuchte seine alten Freunde und Bekannten und plauderte mit ihnen von alten Zeiten.

So verging sein erster Tag in Allanbay sehr angenehm.

Am zweiten Tage aber begann die Zeit ihm

schon lang zu werden. Er hatte alle seine Abenteuer erzählt, er hatte alle seine alten Bekannten besucht. Das Gesicht der Liedersängerin verfolgte ihn fortwährend, und er brachte den größten Theil des Tages damit zu, daß er sich über das Gartenpförtchen lehnte und rauchte.

Mrs. Jernam nahm dies ihrem Neffen durchaus nicht übel.

„Ach, mein guter Junge,“ sagte sie, indem sie ihn zärtlich anlächelte, „es ist ein Glück, daß die Vorsehung einen Seemann aus Dir gemacht hat, denn für ein anderes als ein herumschweifendes Leben hättest Du nicht getaugt.“

Der dritte Tag, welchen Valentin bei seiner Tante zu verleben gedachte, war der zweite April, und schon am Morgen dieses Tages fühlte er, daß seine Geduld auf die Neige ging. Das Gesicht, welches gewissermaßen ein Theil seines innersten Gemüths geworden, lockte ihn nach London zurück. Er war ein Mann, der sich nie daran gewöhnt, seinen Trieben Zwang anzuthun, und der Impuls, der ihn nach London zurücktrieb, war unwiderstehlich.

„Ich muß und will sie noch einmal sehen,“ sagte er bei sich selbst. „Vielleicht, wenn ich ihr Gesicht wiedersehe, finde ich, daß es im Grunde genommen ein ganz gewöhnliches Gesicht ist, und dann werde ich diese Thorheit überwinden. Sehen aber muß ich dieses Mädchen. Nach dem Fünften

ist Georg bei mir und ich bin dann nicht mehr mein eigener Herr. Deshalb muß ich sie noch vor dem Fünften sehen."

Ungestüm in allen Dingen, verlor Valentin Jernam keine Zeit, seinen Entschluß in Ausführung zu bringen. Seiner Tante sagte er, er habe in London Geschäfte zu besorgen, verließ gegen Mittag Allenbay, ging zu Fuße zurück nach Plymouth, nahm einen Platz in der Nachmittagspersonenpost und langte am nächstfolgenden Tage wieder in London an.

Es war ein Uhr, als Capitain Jernam sich wieder in seinem alten Seemannsquartiere einfand. So zeitig es auch noch am Tage war, so hatte der Lärm des Zechens und Schwelgens doch schon begonnen.

Der Wirth blickte mit dem Ausdruck der Ueberraschung empor, als der Capitain des „Pizarro" die Schwelle überschritt.

„Wie, Herr Capitain, Sie sind schon wieder da?" sagte er. „Ich glaubte, wir würden Sie erst zum Fünften wiedersehen."

„Ich habe noch einige Geschäfte hier herum zu besorgen und mich deshalb anders besonnen."

„Das freut mich," antwortete Dennis Wayman in cordialem Tone. „Sie kommen gerade zur rechten Zeit, um mit mir und meiner Frau zu Mittag zu speisen. Setzen Sie sich daher nieder und thun Sie ganz, als ob Sie zu Hause wären."

Der Capitain war zu gutmüthig, um die Einladung zurückzuweisen, die mit anscheinend so großer Herzlichkeit ausgesprochen ward. Ueberdies wünschte er auch, mehr über Jenny Milsom, die Liedersängerin, zu hören.

Demgemäß setzte er sich mit Mr. Wayman und und dessen Frau zu Tische und that während der Mahlzeit eine Menge Fragen in Bezug auf die Sängerin.

Eine der Antworten, die er auf seine Fragen erhielt, bereitete ihm eine empfindliche Enttäuschung.

Er fragte, ob das Mädchen am Abend dieses Tages wieder hier singen würde.

„Nein,“ antwortete der Wirth. „Heute ist Freitag. In meinem Local singt sie blos Montag, Mittwoch und Sonnabend.“

„Und was macht sie denn an den übrigen Tagen der Woche?“

„Das weiß ich nicht, wahrscheinlich aber wird ihr Vater im Laufe des Nachmittags sich einmal hier einfinden, und er kann es Ihnen sagen. Sie scheinen dieses Mädchen sehr in Ihr Herz geschlossen zu haben,“ setzte der Wirth mit schlauem Lächeln hinzu.

„Ja, das ist möglich,“ entgegnete Valentin Jernam. „Ich bin vielleicht thöricht genug, mir von einem hübschen Gesicht den Kopf verdrehen zu lassen, und nicht klug genug, meine Thorheit zu verschweigen.“

„Ich habe ein kleines Geschäft drüben in Rotherhithe zu besorgen," sagte Mr. Wayman nach einer Weile. „Du wirst während meiner Abwesenheit das Büffet besorgen, Nancy. Das kleine Privatzimmer hier nebenan steht Ihnen zu Diensten, Herr Capitain, und Sie können es sich darin mit Ihrer Pfeife und Ihrer Zeitung ganz bequem machen. Es läßt sich fast mit Gewißheit annehmen, daß Tom Milsom noch vor Abend sich hier einfindet, und dann wird er Ihnen über seine Tochter Alles erzählen, was Sie wissen wollen."

Mit diesen Worten entfernte sich der Wirth, und Valentin Jernam zog sich in das kleine Loch, welches man Privatzimmer nannte, zurück, wo er, noch müde von seiner Reise in der vergangenen Nacht, bald einschlief.

Sein Schlummer war aber kein angenehmer. Er saß in sehr unbequemer Stellung auf einem harten hölzernen Stuhle, mit den verschränkten Armen vor sich auf dem Tisch und mit dem Kopf auf den Armen ruhend.

Im Kamin brannte ein kümmerliches, von schlechter Kohle und feuchtem Holz genährtes Feuer.

In Anbetracht der unzuträglichen Atmosphäre und dieser unbequemen Positur war es kaum zu verwundern, daß Valentin Jernam einen bösen Traum hatte.

Er träumte, er wäre am hellen Tage in seiner

Kajüte an Bord des „Pizarro" eingeschlafen und erwachte plötzlich im Finstern. Er träumte, daß er sich die Lukentreppe hinauftastete und auf's Deck käme.

Auch hier herrschte, ebenso wie unten, unheimliche Finsterniß und anstatt einer geschäftigen, rührigen Mannschaft gänzliche Einsamkeit und vollkommenes Schweigen. Eine Stille wie die Stille des Todes lag auf dem glatten Wasser rund um das regungslose Schiff.

Der Capitain schrie, aber seine Stimme verhallte im Takelwerk. Nach einer Weile drang ein Schimmer Sternenlicht durch die Nacht, und in dem unsichern Lichte kam eine nebelhafte Gestalt über den Ocean auf ihn zugeschwebt, und ein Gesicht strahlte ihm aus dem Glanz der Sterne entgegen.

Es war das Gesicht der Liedersängerin.

Die nebelhafte Gestalt kam ihm mit seltsam gleitender Bewegung näher, hob ihre weiße durchsichtige Hand und zeigte —

Worauf?

Auf einen Leichenstein, welcher kalt und weiß durch das Dunkel des Himmels und des Wassers schimmerte.

Das Sternenlicht schien auf den Leichenstein, und auf demselben las der Schläfer die Inschrift:

„Hier ruht Valentin Jernam,
33 Jahre alt."

Mit einem lauten Schrei erwachte plötzlich der Seemann, fuhr empor und sah den Mann, welchen man den Schwarzen Milsom nannte, an der entgegengesetzten Seite des Tisches sitzen.

„Sie sind ein sehr unruhiger Schläfer, Capitain,“ sagte der Mann, indem er den Erwachenden forschend ansah. „Ich kam vor einer Weile hier herein, weil ich Dennis Wayman zu treffen glaubte, und habe zugesehen, während Sie Ihr Schläfchen machten.“

„Ich habe schlecht geträumt,“ antwortete Jernam, indem er sich vom Stuhl erhob.

„Schlecht geträumt? Wovon denn, Capitain?“

„Von Eurer Tochter!“

---

Zweites Capitel.

## Unter dem Schleier der Nacht.

---

Ehe noch Thomas Milsom, auch der Schwarze Milsom genannt, seiner Ueberraschung Worte leihen konnte, kehrte der Wirth des „Lustigen Matrosen' von seinem Geschäftsgange zurück und trat in das dumpfige kleine Zimmer, in welchem es schon dunkel zu werden begann.

Milsom erzählte Dennis Wayman, er habe den Capitain mit dem Kopfe auf dem Tisch liegend und unruhig schlafend angetroffen, und auf näheres Befragen erzählte Valentin Jernam seinen Traum, so offen, wie er Alles, was ihn betraf, zu erzählen pflegte.

„Ich sehe nicht recht ein, warum das gerade ein böser Traum gewesen sein soll," sagte Dennis Wayman, als die Geschichte zu Ende war. „Sie träumten, Sie wären zur Zeit einer Windstille auf offener See. Das ist Alles."

„Ja, aber was für eine Windstille war es!

Ich habe schon manche Windstille erlebt, niemals aber eine solche, wie ich soeben in meinem Traum sah. Und dann diese Einsamkeit; außer mir kein Wesen an Bord und keine menschliche Stimme, die mir geantwortet hätte, als ich rief. Und das Gesicht — es lag etwas so Unheimliches in diesem Gesicht — es lächelte mich an, aber zugleich mit drohendem Ausdruck, und die Hand zeigte auf den Leichenstein! Wissen Sie, daß ich vergangenen December wirklich dreiunddreißig Jahre alt geworden bin?"

Der Seemann bedeckte sich das Gesicht mit den Händen und saß einige Augenblicke lang in nachdenklicher Haltung da. So keck und muthig er auch war, so war er doch von dem Aberglauben seiner Standesgenossen nicht ganz frei, und dieser böse Traum äußerte auf ihn einen Einfluß, dem er sich nicht entziehen konnte.

Der Wirth war der Erste, der das Schweigen brach.

„Ach, Capitain," sagte er, „wie können Sie solchen wunderlichen Grillen nachhängen! Sie waren in einer unbehaglichen Positur eingeschlafen und haben einen unbehaglichen Traum gehabt, der so ungereimt und abgeschmackt ist, wie solche Träume gewöhnlich sind. Wie wäre es, wenn wir ein Spielchen machten und einen Tropfen Warmes dazu tränken? Sie bedürfen der Aufheiterung, Capitain; weiter fehlt Ihnen nichts?"

Valentin Jernam erklärte sich mit dem gemachten Vorschlag einverstanden.

Die Karte wurde gebracht und eine Bowle Punsch von dem freigebigen Seemann bestellt, der stets bereit war, Andere auf seine Kosten zu tractiren.

Das Spiel begann, und es ging dem Capitain Jernam, wie es einem ehrlichen Manne, der in solcher Gesellschaft spielt, in der Regel geht. Anfangs gewann er, zuletzt aber verlor er, und sein Verlust überstieg den Gewinn bedeutend.

Er hatte über eine Stunde gespielt und mehrere Glas Punsch getrunken, ehe sich das Glück wendete und er sich genöthigt sah, die dicke, mit Banknoten und Gold angefüllte Brieftasche hervorzuziehen.

Hätte er nicht von dem starken Punsch getrunken gehabt, so hätte er vielleicht an Joyce Harker's Warnung gedacht und es vermieden, seinen Reichthum vor diesen beiden Männern zur Schau zu stellen.

Zum Unglück aber hatten die Dünste des starken Getränkes schon begonnen, ihm zu Kopfe zu steigen, und sein treuer Schreiber ward vollständig vergessen.

Jedesmal, wo der Capitain einen Verlust bezahlen mußte, öffnete er seine Brieftasche, und so oft er dies that, verschlangen die gierigen Augen

seiner Mitspieler den Inhalt mit verstohlenen Blicken.

Mit jeder Partie ward der Seemann immer aufgeregter. Der Einsatz war ein geringer, und seine Verluste beliefen sich daher erst auf einige Pfund. Das Gefühl der Niederlage war ihm aber drückend. Mit fieberhafter Begier wünschte er Revanche zu nehmen, und als Milson aufstand, um fortzugehen, verlangte der Capitain, daß das Spiel noch weiter fortgesetzt werde.

„So dürft Ihr Euch nicht fortschleichen," sagte er. „Erst müßt Ihr mir Revanche geben."

Der Schwarze Milsom zeigte auf eine kleine, in einer Ecke des Zimmers hängende Wanduhr.

„Es ist schon acht Uhr vorbei," sagte er, „und ich habe zwei gute Stunden zu gehen, ehe ich nach Hause komme. Meine Tochter Jenny wartet auf mich und würde ängstlich werden, wenn ich noch länger ausbliebe."

In der durch das Spiel und das starke Getränk erzeugten Aufregung hatte Valentin Jernam die Liedersängerin ganz vergessen. Die Nennung ihres Namens aber ließ ihr schönes Antlitz sofort wieder vor seinem inneren Auge emporsteigen.

„Eure Tochter!" murmelte er, „Eure Tochter! Ja, das Mädchen, welches hier sang, das schöne Mädchen, welches sang."

Er sprach schon mit schwerer Zunge und un-

deutlich. Die Männer hatten beide Jernam fortwährend zum Trinken genöthigt, selbst aber nur sehr wenig genossen. Ebenso hatten sie ihm auch häufigen Anlaß zum Sprechen gegeben, und er hatte mehrmals die bevorstehende Zusammenkunft mit seinem Bruder erwähnt.

Dabei hatte er auch des Glücks gedacht, von welchem seine letzten Handelsgeschäfte begleitet gewesen, und genug gesagt, um die beiden Männer errathen zu lassen, daß er den Ertrag dieser Geschäfte bei sich trug.

„Joyce wollte, daß ich das Geld bei einer Bank deponirte," sagte er; „ich mag aber mit diesen schuftigen Banquiers nichts zu thun haben. Mein Bruder Georg ist der einzige Banquier, dem ich traue oder jemals zu trauen gedenke."

Milsom erklärte nochmals, daß er fort müsse, der Capitain aber verlangte durchaus Revanche. Beide fingen an hitzig zu werden, so daß Dennis Wayman es gerathen fand, sich einzumischen.

„Ich will Euch etwas sagen," begann er. „Wenn der Capitain Revanche verlangt, so ist es nicht mehr als billig, daß er sie bekomme. Wie wäre es, wenn wir Dich nach Hause begleiteten, Milsom? Ein kleines Abendbrot kannst Du uns schon schaffen."

Milsom machte eine unschlüssige, schüchterne Miene.

„Mein Haus ist ein zu armseliger Ort für einen

so feinen Gentleman, wie der Capitain," sagte er. „Allerdings wird meine Tochter Jenny Alles, was in ihren Kräften steht, thun, aber dennoch ist und bleibt mein Haus eins der erbärmlichsten, die es geben kann — das steht außer Zweifel."

„Ich bin kein feiner Gentleman," sagte der Capitain, berauscht von dem Gedanken, die Liedersängerin zu sehen. „Wenn Eure Tochter uns eine Brotrinde und ein Stück Käse vorsetzt, so bin ich vollkommen zufriedengestellt. Wir nehmen zwei oder drei Flaschen Wein mit und sind dann fidel wie die Fürsten. Macht Eure Karrete fertig, Wayman, damit wir sofort aufbrechen können."

Der Capitain konnte gar nicht erwarten, bis es fortginge. Dennis Wayman ging hinaus, um den Wagen bereit zu machen, und Milsom folgte ihm. Sie ließen jedoch dem Capitain nicht lange Zeit zur Ueberlegung, denn Wayman kam nach wenigen Minuten wieder, um zu melden, daß der Wagen angespannt sei.

„Wir werden uns zusammennehmen müssen, Capitain," sagte er. „Es ist eine sehr finstere Nacht, und wir werden folglich eine sehr finstere Fahrt haben."

Es war wirklich eine finstere Nacht — finster selbst hier in Wapping, noch finsterer aber auf der Straße, auf welcher man nach einer Weile hinrollte.

Der Wagen, welchen Dennis Wayman lenkte,

war ein Fuhrwerk von sehr verdächtigem Aussehen — halb Chaise, halb Gig — und das Pferd mit seiner zottigen Mähne sah auch nicht sonderlich zutrauenerweckend aus. Dabei aber war es ein fürchterlicher Renner, und die finstere, sumpfige Gegend flog an den Fahrenden in der Dunkelheit vorüber, wie eine Landschaft in einem Traum.

Ein in der ringsum herrschenden Stille schwach vernehmbares Rauschen verrieth Valentin Jernam, daß die Themse nicht weit entfernt sein könne, übrigens aber wußte er in Bezug auf die Umgegend durchaus keinen Bescheid.

Es dauerte nicht lange, so hatten sie London hinter sich.

Nachdem sie so sechs bis sieben englische Meilen zurückgelegt hatten und immer in der Nähe des dumpfen Wasserrauschens geblieben waren, machte der Wirth „Zum lustigen Matrosen“ plötzlich vor einem verfallenen hölzernen Zaune Halt, hinter welchem sich ein niedriges kleines Gebäude befand, welches nur durch einen einzigen schwachen Lichtschimmer sichtbar gemacht ward, der durch eine Art rothen Vorhang drang.

Das dumpfe Rauschen und Plätschern des Flusses ließ sich hier deutlicher vernehmen, und mit diesem eintönigen Geräusch mischte sich ein so zu sagen frostiges Geraschel — das Zittern des von dem kalten Nachtwind bewegten Schilfes.

„Ich wäre beinahe an Deinem Hause vorbei-

gefahren," sagte der Schenkwirth, als er an dem kaum sichtbaren kleinen Gebäude vorfuhr.

„In einer solchen Nacht könnte man beinahe darüber hinwegfahren, ohne es zu bemerken," antwortete der Schwarze Milsom.

Die drei Männer stiegen aus und Dennis Wayman führte das Pferd in einen halbverfallenen Schuppen, welcher als Stall und Wagenremise diente.

Valentin Jerman sah sich um. So wie sein Auge mit der Oertlichkeit vertraut wurde, war er allmälig im Stande, die Umrisse des verfallenen Hauses zu unterscheiden.

Es war wenig besser als eine Baracke der elendesten Art und stand auf einem wüsten Platz, der schwerlich seit Menschengedenken ein Garten gewesen sein konnte. Auf der einen Seite des Hofes befand sich ein breiter, offener, von Binsen eingefaßter Graben, dessen tiefes schwarzes Wasser langsam nach der Themse hinunterströmte.

„Zu der Lage Eures Hauses kann ich Euch gerade nicht Glück wünschen, Kamerad," sagte er. „Es könnte eine angenehmere sein."

„Ja, das glaube ich auch," antwortete der Schwarze Milsom etwas mürrisch. „Ich bezog das Haus, weil sonst Niemand es beziehen mochte, und weil es beinahe umsonst zu haben war. Ein alter Geizhals hat sich hier vor sieben oder acht Jahren die Kehle abgeschnitten, und seit dieser Zeit ist

nichts wieder an das Haus gewendet worden. Der Geist des alten Geizhalses geht zuweilen um zwölf Uhr des Nachts hier um, sagen die Leute. „Laßt ihn umgehen, bis er's satt kriegt," sage ich. „Mir kommt er nicht in den Weg, und wenn er käme, so würde ich mich auch nicht vor ihm fürchten." Kommen Sie, Capitain."

Mr. Milsom öffnete die Thür und ließ seinen Gast in das einladende Haus treten, welches die Vorurtheile beschränkter Menschen ihm zinsfrei zu bewohnen gestatteten.

Das Mädchen, welches Jernam in dem Wirthshause zu Wapping gesehen, saß an dem Herde, auf dessen Rost ein dürftiges Feuer brannte. Sie hatte, mit den Händen müßig im Schoße und die Augen auf das Feuer heftend, in Gedanken versunken dagesessen, als aber die beiden Männer eintraten, blickte sie auf.

Sie begrüßte die Rückkehr ihres Vaters nicht durch irgend eine Kundgebung von Zuneigung, sondern sah ihn blos mit seltsam forschendem Blick an. Dann schweifte ihr Auge mit unruhigem Ausdruck von ihm zu seinem Begleiter.

Es dauerte nicht lange, so trat Dennis Wayman ein, und als das Mädchen ihn erkannte, zuckte ein vorübergehender Blick, der fast Entsetzen verrieth, über ihr Gesicht, ohne daß jedoch der Seemann etwas davon bemerkte.

„Höre, Jenny," sagte Milsom, „ich habe Way-

man und einen Freund von ihm zum Abendessen mitgebracht. Was hast Du uns vorzusetzen? Ein Stück kalter Rinderbraten ist da, das weiß ich, ebenso auch Brot und Käse. Den Wein hat der Capitain hier mitgebracht, und somit sind wir ziemlich gut versorgt. Raffe Dich ein wenig zusammen, Mädchen. Du hast heute Abend eine Anwandlung von Deiner albernen Laune, wie ich bemerke, aber Du mußt wissen, daß das bei mir nicht zieht. Hören Sie, „Capitain," setzte er dann lachend hinzu, „wenn Sie jemals eine hübsche Frau heirathen, so überzeugen Sie sich erst, daß sie nicht mit einer häßlichen Gemüthsart behaftet ist, denn Sie werden finden, daß in der Regel je schöner ein Weib ist, sie desto mehr den Teufel im Leibe hat. Also, Jenny, mache keine langen Umstände, sondern trage das Abendessen auf."

Das Mädchen ging in ein anderes Zimmer und kam bald darauf wieder mit den Lebensmitteln zurück, welche Mr. Milsom's Haushalt hergab.

Die Augen des Seemanns folgten ihr mit dem Ausdruck der Liebe und des Mitleids, mochte sie gehen, wohin sie wollte. Er war überzeugt, daß dieser rohe Mensch, Milsom, sie schlecht behandelte, und er freute sich, daß er Joyce Harker's Warnung unbeachtet gelassen und das Haus des Verworfenen mit betreten hatte.

Er freute sich darüber, sagen wir, denn er

hatte die Absicht, dies hülflose, liebreiche Wesen zu befreien. Er wußte von ihr weiter nichts, als daß sie schön, freundlos, einsam und verlassen war, und er nahm sich vor, sie hinwegzuführen und sie zu heirathen.

Daran, ob sie seine Liebe erwiedern oder ihm für seine Hingebung dankbar sein würde, dachte er weiter nicht. Er dachte blos an ihre unglückliche Lage und daß er von der Vorsehung bestimmt sei, sie zu retten.

Das Abendessen war auf dem alten, wackeligen Tische aufgetragen, und die drei Männer setzten sich dazu nieder. Valentin würde gewartet haben, bis die Tochter des Wirths sich gesetzt hätte; sie hatte jedoch für sich selbst keinen Teller und kein Messer aufgelegt, und es war augenscheinlich, daß man von ihr nicht erwartete, daß sie das gesellige Mahl theilen werde.

„Du kannst nun zu Bett gehen,“ sagte Milsom. „Wir wollen uns ein wenig lustig machen, und Du würdest uns nur im Wege sein. Wo ist denn der Alte?“

„Zu Bett.“

„Um so besser; mache es nur so bald als möglich ebenso. Gute Nacht.“

Das Mädchen gab keine Antwort. Sie sah ihren Vater einige Secunden lang mit einem ernsten forschenden Blick an, der ihn zwang, sie, wie von den großen dunkeln Augen bestrickt, eben-

falls anzusehen. Dann verließ sie langsam und schweigend das Zimmer.

„Sie ist mürrisch!“ murmelte Mr. Milsom. „Ich glaube, es hat nie ein mürrischeres Mädchen gegeben, als dieses.“

Mit diesen Worten ergriff er ein Licht und folgte seiner Tochter aus dem Zimmer.

Eine baufällige alte Treppe führte nach dem oberen Stockwerk, in welchem sich drei oder vier Schlafzimmer befanden. Das Haus war ursprünglich nicht ganz übel gewesen, und die Zimmer und Gänge waren ziemlich groß und breit.

Thomas Milsom fand das Mädchen auf der untersten Stufe der Treppe stehend, als ob sie auf Jemand wartete.

„Nun, was stehst Du hier?“ fragte er. „Warum gehst Du nicht zu Bett?“

„Warum habt Ihr diesen Seemann mitgebracht?“ fragte das Mädchen, ohne Milsom's Frage zu beachten.

„Was geht das Dich an? Du möchtest Dich wohl gern in meine Angelegenheiten mischen, nicht wahr? Ich habe ihn mitgebracht, weil er selbst mitzugehen wünschte. Ist das eine gute Antwort? Ich habe ihn mitgebracht, weil er Geld zu verlieren hat und auch aufgelegt ist, es zu verlieren. Ist das eine bessere Antwort?“

„Ja,“ entgegnete das Mädchen, indem sie ihre Augen mit dem Ausdruck des Entsetzens auf ihn

heftete. Ihr werdet ihm sein Geld abgewinnen, und wenn er darüber aufgebracht wird, so werdet Ihr Streit mit ihm anfangen, gerade so wie in jener furchtbaren Nacht vor drei Jahren, wo Ihr auch einen fremden Seemann mitbrachtet. Was jenem damals geschah, das wird auch diesem jetzt geschehen. Vater," rief das Mädchen plötzlich mit leidenschaftlichem Ausdruck, „laßt diesen Mann das Haus unversehrt verlassen. Manchmal denke ich, mein Herz sei fast eben so hart als das Eure, dieser Mann vertraut uns aber. Laßt ihm kein Leid widerfahren."

„Was soll ihm denn für Leid widerfahren?"

Einige Augenblicke lang stand das Mädchen, welches Jenny genannt ward, schweigend mit gesenktem Haupte und die Augen auf den Boden heftend vor ihrem Vater. Dann richtete sie den Kopf plötzlich empor und sah den Mann mit jammervollem Blick an.

„Der Andere!" murmelte sie; der Andere! Ich erinnere mich, was ihm geschah."

„Schweig!" rief Milsom im grimmigen Tone. „Glaubst Du, ich werde Dein verrücktes Geschwätz lange anhören? Geh zu Bett und schlafe. Je fester Du schläfst, desto besser wird es für Dich sein, wenn Du nicht etwa für die Zukunft ganz außerordentlich fest schlafen willst."

Mit diesen Worten packte der Bösewicht seine Tochter beim Arm und schob oder schleuderte sie

vielmehr in ein Zimmer, dessen Thür offen stand. Es war das kahle schauerliche Zimmer, welches sie das ihrige nannte.

Milsom schlug die Thür hinter ihr zu und verschloß sie mit einem Schlüssel, den er aus der Tasche zog. Es war ein Schlüssel, der jede Thür im Hause schloß.

„Nun bist Du verwahrt und aufgehoben, hoffe ich, mein Singvögelchen,“ murmelte er dann.

Hierauf ging er die Treppe hinunter und kehrte zu seinem Gast zurück, der mittlerweile von Dennis Wayman genöthigt worden war, zu essen und zu trinken, und diesen gastfreundlichen Wünschen gutmüthig und arglos nachgegeben hatte.

* * *

Als Jenny Milsom sich in ihrem Zimmer allein sah, öffnete sie das Fenster, setzte sich an demselben nieder, schaute hinaus in die pechschwarze Finsterniß der Nacht und horchte auf die Stimmen der drei Männer unten.

Diese Stimmen klangen in dem alten verfallenen Hause sehr vernehmlich. Dann und wann schien ein herzliches Gelächter die alten rissigen Balken zu erschüttern, nach einer Weile aber wurden die Zecher still.

Jenny wußte, daß sie sich nun mit der Karte beschäftigten.

„Ja, ja,“ murmelte sie, „es wird Alles so ge=

schehen, wie es in jener Nacht geschah — erst die lauten Stimmen und das Gelächter, dann das Schweigen und dann — großer Gott! Wird das Ende ebenso sein, wie es in jener Nacht war?"

Sie faltete mit stummem Schmerz die Hände und sank an dem offenen Fenster auf den Boden nieder, so daß ihr Kopf auf der Fenstersohle ruhte.

Stundenlang saß die Unglückliche immer in derselben Haltung auf dem Fußboden, während der kalte Wind zu dem offenen Fenster hereinblies.

In dem Zimmer unten schien Alles ruhig zu sein. Dann und wann ließen die Stimmen sich vernehmen, aber nur gedämpft und vorsichtig. Von Ausbrüchen heitern Gelächters war gar nichts mehr zu hören.

Ein bleicher grauer Streifen dämmerte tief im Osten — der erste Schimmer des anbrechenden Morgens.

„O, daß diese Nacht vorüber wäre!" murmelte Jenny. „Daß sie ohne Unthat vorüber wäre!"

Diese Worte schwebten noch auf ihren Lippen, als die Stimmen im unteren Zimmer sich auf einmal laut und schroff vernehmen ließen.

Bleich und zitternd sprang das Mädchen auf. Die zornigen Stimmen wurden mit jedem Augenblick lauter. Dann hörte man das Getöse eines Ringkampfes, ein Tisch oder Stuhl fiel mit Gepolter um, Glasscherben klirrten, und dann hörte man eine dumpfe schwere Stimme, welche durch das

Haus hallte und die verwitterten hölzernen Wände bis in ihre Grundfesten erschütterte.

Auf den Fall folgte ein einziges lautes Stöhnen, dann gedämpftes Murmeln und vorsichtiges Geflüster.

Das Fenster in Jenny's Zimmer ging auf die Landstraße, und sie konnte von demselben aus den Wassergraben eben so wenig sehen, als den Fluß.

Sie probirte die Thür ihres Zimmers. Dieselbe war, wie sie auch nicht anders erwartet, fest verschlossen.

„Wenn ich mich zwischen die Mörder und ihr Opfer werfen wollte, so würden sie mich ebenfalls ermorden," sagte sie, „und vor dem Tode fürchte ich mich."

Sie kroch nach ihrem elenden Bett, warf sich, angekleidet wie sie war, darauf nieder und hüllte sich in die dünne Steppdecke.

Zehn Minuten später drehte sich ein Schlüssel im Schloß, und die Thür ward verstohlen und vorsichtig geöffnet. Der Schwarze Milsom lugte in das Zimmer herein.

Der kalte Schimmer des anbrechenden Tages beleuchtete das bleiche Antlitz des Mädchens. Ihre Augen waren geschlossen und ihr Athemzug laut und regelmäßig.

„Sie schläft!" flüsterte Milsom Jemandem, der draußen stand, zu. „Sie schläft hart und fest."

Dann zog er sich zurück und schloß die Thür leise wieder.

* * *

Joyce Harker that an Bord des „Pizarro" mit angestrengtem Fleiße, was seines Amtes war, und am vierten April waren die Reparaturen bestens beendet.

Am Morgen des fünften lag das Schiff da wie gemalt, und Joyce betrachtete es mit dem Stolz eines Mannes, welcher fühlt, daß er nicht vergeblich gearbeitet hat.

Er hoffte innigst, daß die Brüder die ersten Tage ihres Wiedersehens an Bord des netten kleinen Fahrzeuges feiern würden, und er hatte schon Vorbereitungen zur Veranstaltung eines Diners getroffen, welches in seiner Art ein Triumph sein sollte.

Um halb zwölf Uhr an dem bestimmten Morgen erschien Joyce am Büffet des „Lustigen Matrosen". Er erwartete, daß die Brüder pünktlich sein würden, gleichwohl aber erwartete er nicht, den einen oder andern vor dem Schlage der Mittagsstunde zu sehen.

In dem „Lustigen Matrosen" war so früh am Tage Alles ruhig. Der Wirth saß allein in seinem Büffet und las eine Zeitung. Als Joyce eintrat, blickte er auf, schien ihn aber nicht wieder zu er-erkennen.

„Kann ich hier hindurch in Euer Privatzimmer gehen?“ fragte Joyce. „Ich erwarte den Capitain Jernam und seinen Bruder, die mich in einer halben Stunde hier treffen wollen.“

„Ja wohl könnt Ihr hier durchgehen, Kamerad. Es ist jetzt Niemand in dem Privatzimmer. Jernam — Jernam sagtet Ihr? Was ist das für ein Jernam? Ich kann mich auf diesen Namen nicht besinnen.“

„Dann habt Ihr ein sehr kurzes Gedächtniß,“ antwortete Joyce, „sonst müßtet Ihr Euch auf den Capitain Jernam von dem „Pizarro“ besinnen, denn er war vor nur erst acht Tagen mit mir hier bei Euch. Er speiste hier, übernachtete hier und reiste zeitig am andern Morgen wieder ab, obschon Ihr ihn dringend auffordertet, zu bleiben.“

„Wir haben hier das ganze Jahr hindurch so viele Capitaine und Seeleute, daß ich mir ihre Namen nicht alle merken kann,“ entgegnete Dennis Wayman. „Auf Euren Freund aber kann ich mich jetzt, nachdem Ihr mir dies gesagt, recht wohl besinnen, und auf Euch ebenso.“

„Ja,“ sagte Joyce mit bitterem Lächeln, „mich vergißt so leicht Niemand. Es giebt nicht viele Menschen, die nach meinem Muster geformt sind. Ich werde jetzt ein Glas Rum trinken, und wenn Ihr mir ein Zeitungsblatt leihen könnt, so will ich, während ich warte, die Tagesneuigkeiten überfliegen.“

„Mit diesen Worten ging Joyce in das kleine Zimmer, wohin Dennis ihm die Zeitung und den Rum nachbrachte.

Es schlug Zwölf, und der Schiffsschreiber begann auf das Oeffnen der Thür oder den Schall eines Fußtritts auf dem Gange draußen zu lauschen. Die Zeit ward ihm, während er so wartete und horchte, sehr lang. Der Minutenzeiger der Wanduhr bewegte sich langsam weiter, und Joyce drehte sich von Zeit zu Zeit nach der dunkeln Ecke herum, in welcher die Uhr hing, um zu sehen, wie weit der Zeiger auf dem alten schwarzgewordenen Zifferblatte gerückt war.

So wartete er eine Stunde.

„Was soll das heißen?" dachte er. „Valentin Jernam versprach so bestimmt, sich pünktlich einzufinden. Und wie lieb hat er seinen Bruder! Ganz gewiß würde er mit Fleiß nicht eine Minute zu spät kommen, wenn er erwarten konnte, Capitain Georg zu sehen."

Joyce ging in das Büffetzimmer zurück. Hier studirte der Wirth die Adresse eines Briefes — eines von auswärts gekommenen Briefes.

„Sagtet Ihr nicht, Euer Freund hieße Jernam?" fragte er.

„Allerdings."

„Dann muß dieser Brief an ihn sein. Er liegt schon seit zwei oder drei Tagen hier; soeben erst dachte ich wieder daran."

Joyce ergriff den Brief. Er war an „Valentin Jernam, Capitain des „Pizarro", im „Lustigen Matrosen" per Adresse des Wirths" überschrieben und kam vom Cap der guten Hoffnung.

Joyce erkannte sofort Georg Jernam's Hand.

„Das bedeutet getäuschte Erwartung," dachte er, indem er den Brief langsam mehrmals in den Händen herumdrehte. „Es wird höchst wahrscheinlich noch nicht so bald ein Wiedersehen stattfinden. Jedenfalls ist Capitain Georg, um ein neues Unternehmen auszuführen, nach Ostindien gegangen. Was aber kann aus Capitain Valentin geworden sein? Ich werde sogleich in's „Goldene Kreuz" gehen und sehen, ob er dort ist."

Er sagte Dennis Wayman, wohin er ginge, und ließ einen Auftrag an seinen Capitain zurück.

Der Weg von Ratcliff Highway nach Charing Croß war für Joyce ein sehr weiter; sich den Luxus einer Droschke zu gestatten, fiel ihm aber nicht ein.

Es war spät am Nachmittag, als er das Hotel erreichte, und hier war ihm eine neue Enttäuschung beschieden.

Capitain Jernam war am zweiten des Monats dagewesen, seitdem aber nicht wieder. Er war Vormittags fortgegangen, nachdem er gesagt, daß er zum Abend wiederkommen würde. Zum Beweis, daß dies auch wirklich seine Absicht gewesen, theilte der Kellner ferner dem Nachfragenden mit, der

Capitain habe eine Reisetasche zurückgelassen, in welcher sich reine Wäsche und einige Kleidungsstücke befänden.

„Er hat sein mir gegebenes Wort gebrochen und ist in schlechte Hände gerathen, dachte Harker. „Er ist arglos wie ein Kind. Aber wie und wo ist er in schlechte Hände gerathen? In den „Lustigen Matrosen" wird er, nach der Warnung, die ich ihm ertheilt, nicht wieder zurückgekehrt sein. Wo kann er aber sonst hingegangen sein? Ich weiß ihn in diesem ungeheuern London ebenso wenig zu suchen, als ob ich ein neugeborenes Kind wäre."

Bei so vollkommener Unbekanntschaft mit den Schritten des Capitains konnte Joyce Harker blos Eines thun, und dies war, in den „Lustigen Matrosen" zurückzukehren, in der schwachen Hoffnung, daß Valentin Jarnam sich mittlerweile dort eingefunden habe.

Es war, als er wieder nach Ratcliff Highway zurückgekommen, schon dämmerig und die flackernden Gaslaternen wurden eben angezündet. In der Schenkstube des Wirthshauses wimmelte es von Gästen und der Klang des alten Pianoforte ließ sich schwach aus dem inneren Zimmer vernehmen.

Dennis Wayman bediente seine Gäste und Thomas Milsom stand trinkend am Büffet. Joyce drängte sich bis zum Wirth hindurch.

„Habt Ihr den Capitän noch nicht gesehen?" fragte er.

„Nein, er ist noch nicht dagewesen."

„Wißt Ihr das gewiß?"

„Ja wohl, ganz gewiß."

„Heute ist er nicht dagewesen, aber im Laufe der vergangenen Woche ist er wohl dagewesen, nicht wahr? Wenn ich recht berichtet bin, so ist er am Dienstag hier gewesen."

„Nein, da seid Ihr nicht recht berichtet," entgegnete Wayman gelassen. „Euer Freund ist seit dem Morgen, wo er mit Euch nach dem Fahrbureau ging, nicht wieder über meine Schwelle gekommen."

Joyce konnte weiter nichts sagen. Er ging durch die Hausflur in das große Gastzimmer, wo das sogenannte Concert begonnen hatte. Jenny sang dem lärmenden Publikum vor.

Sie war sehr bleich, und ihre Haltung war, während sie so neben dem Piano saß, noch schlaffer und zerstreuter, als gewöhnlich.

In dem Concertzimmer blieb Joyce Harker nicht lange. Er ging in das Büffetzimmer zurück. Diesmal war Niemand weiter in demselben als Milsom und Wayman, und beide schienen, als Joyce eintrat, eifrig mit einander zu sprechen.

Bei dem Geräusch, welches die Fußtritte des Eintretenden machten, schwiegen sie plötzlich.

„Seid Ihr des Concertes schon überdrüssig?" fragte Wayman.

„Ich bin nicht hierher gekommen, um Musik

zu hören," antwortete Joyce. „Ich suche meinen Capitain. Er hatte versprochen, seinen Bruder heute Mittag zwölf Uhr hier zu treffen, und er ist nicht der Mann, der so leicht sein Wort bricht. Ich fange an besorgt um ihn zu werden."

„Aber warum? Der Capitain ist groß genug und alt genug, um sich selbst zu hüten," sagte der Wirth lachend.

„Ja, aber Ihr müßt wissen, Freund, daß es Menschen giebt, die, wenn sie in schlechte Gesellschaft kommen, sich niemals zu hüten wissen. Es giebt keinen besseren Mann zur See, als Valentin Jernam, ich glaube aber nicht, daß man, und wenn man von einem Ende dieser Stadt bis zum andern suchte, Jemand fände, der am Lande unschuldiger und leichtgläubiger wäre, als eben mein Capitain. Ich fürchte sehr, daß er in schlechte Hände gefallen ist, Mr. Wayman, denn er hatte eine beträchtliche Summe Geldes bei sich, und es giebt auf dem Lande Haifische, die eben so gefährlich sind, als die des Meeres."

„Ja, das ist wahr, Kamerad," antwortete der Wirth. „Es treiben sich sogar hier gewisse verdächtige Strolche umher."

„Ich glaube, Ihr habt Recht, Mr. Wayman," entgegnete Joyce. „Ich will Euch aber etwas sagen. Wenn Valentin Jernam ein Leid widerfahren ist, so mögen die, welche es ihm zugefügt haben, sich nur in Acht nehmen. Vielleicht wissen Sie nicht, was es

heißt, einen Menschen anzutasten, dem ein treuer Hund dicht auf dem Fuße folgt. Mögen sie sich verstecken, w o sie wollen, und mögen sie so schlau sein, w i e sie wollen, so wird der Hund sie doch früher oder später aufspüren, und dann, wenn er sie gefunden, niederhetzen und in Stücke reißen. Ich bin Capitain Jernam's Hund, Mr. Dennis Wayman, und wenn ich meinen Herrn nicht finde, so ruhe und raste ich nicht eher, als bis ich die, welche ihn aus dem Wege geräumt, ausgewittert habe. Ich weiß nicht, was mit mir heute Abend ist, aber es ist mir, als sollte ich Valentin Jernam's redliches Antlitz in meinem ganzen Leben nicht wieder zu sehen bekommen. Wenn dies wirklich so ist, dann sei Gott den Schurken gnädig, die ihm den Untergang bereitet haben, denn es wird dann die Aufgabe meines Lebens sein, ihre Spur ausfindig zu machen und sie dem Arme der strafenden Gerechtigkeit zu überantworten."

Nachdem Joyce Harker dies langsam und eindringlich, mit bedeutsam unheimlichem Ausdruck in Stimme und Geberde gesagt, blickte er von Dennis Wayman zu Tom Milsom, und diesmal dienten die Masken, welche diese Schurken zu tragen pflegten, ihnen nicht so gut wie gewöhnlich, denn auf den Gesichtern beider war ein Ausdruck von Furcht unverkennbar.

„Ich werde jetzt gehen und meinen Capi-

tain suchen," sagte Joyce. „Gute Nacht, Kameraden."

Mit diesen Worten verließ er das Wirthshaus. Als die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, sahen die beiden Männer einander bedenklich an.

„Ein gefährlicher Mensch," sagte Dennis Wayman.

„Ach was da!" murmelte der Schwarze Milsom grimmig. „Wer wollte sich vor dem Geschwätz eines elenden Buckeligen fürchten? Wahrscheinlich hätte er das Geld sich lieber selbst angeeignet."

Diese ganze Nacht hindurch wanderte Joyce Harker überall umher, wo Matrosen und Kauffahrercapitaine sich herumzutreiben oder aufzuhalten pflegten. Mochte er aber nachfragen, wo und bei wem er wollte, so gelang es ihm doch nicht, etwas über den Vermißten zu erfahren.

Gegen Tagesanbruch schlief er ein paar Stunden in einer Kneipe in Shadwell, und so wie es völlig Tag war, setzte er seine Nachforschungen weiter fort.

So trieb er es geduldig und beharrlich den ganzen Tag. Ueberall stellte er dieselbe Frage, aber überall auch mit demselben Mangel an Erfolg.

In der Abenddämmerung verließ Joyce Harker ein Wirthshaus in Rotherhithe und lenkte seine Schritte nach der Themse.

Unter den Lebenden habe ich ihn lange genug gesucht," sagte er. „Nun muß ich ihn unter den Todten suchen."

Noch vor Mitternacht war sein Suchen zu Ende. Unter den an den Mauern der benachbarten Häuser angeklebten gedruckten Zetteln entdeckte Joyce Harker die Beschreibung eines Mannes, den man „ertrunken" gefunden. Die Beschreibung paßte auf Valentin Jernam und die Leiche war innerhalb der letztvergangenen zwei Tage gefunden worden.

Joyce begab sich nach dem Polizeibureau, wo der „Ertrunkene" lag. Er brauchte das arme todte Antlitz — das gebräunte, schöne Antlitz, welches ihm so vertraut war, nicht erst lange anzusehen.

„Ich sagte mir es gleich," sagte er zu dem Beamten, der ihn in das Zimmer geführt hatte, wo die Leiche lag. „Er hatte Geld bei sich und ist in die Hände von Schurken gefallen."

„Dann glaubt Ihr also nicht, daß er verunglückt sei?"

„Nein, Sir; man hat ihn ermordet, und ich glaube, ich kenne die Leute, die es gethan haben."

„Ihr kennt die Thäter?"

„Ja, aber meine Kenntniß reicht nicht hin, um den Tod des Ermordeten zu rächen. Um dies zu thun, müßte ich den Mördern die That beweisen können, und dies kann ich nicht. Es wird

wohl ein Leichenschaugericht gehalten werden, nicht wahr?"

„Ja, morgen. Wenn Ihr irgend welchen Aufschluß geben könnt, so werdet Ihr wohl thun, denselben dem Coroner mitzutheilen."

Bei dem am nächstfolgenden Tage stattfindenden Leichenschaugericht erzählte Joyce seine Geschichte, doch war dieselbe nicht geeignet, über die Umstände, von welchen Valentin Jernam's Tod begleitet gewesen, viel Licht zu verbreiten.

In Bezug auf die Art und Weise, wie der Capitain umgebracht ward, erlangte man durch die Untersuchung völlige Gewißheit. Aus der ärztlichen Exploration ergab sich, daß der Capitain durch einen Schlag mit einem scharfen, schweren Werkzeug auf den Hinterkopf ermordet worden und jedenfalls schon todt gewesen war, ehe man ihn in's Wasser geworfen hatte.

Der Ausspruch der Geschworenen lautete demgemäß dahin, daß Valentin Jernam durch einen oder mehrere unbekannte Thäter vorsätzlich ermordet worden.

Mit diesem Ausspruch mußte Joyce Harker sich begnügen. Seinen Verdacht wagte er vor dem offenen Gerichtshofe nicht auszusprechen. Dieser Verdacht war zu unbestimmt und zu wenig unterstützt. Wohl aber begab Joyce sich zu einem berühmten Beamten der Criminalpolizei und trug ihm den Fall vor. Hier konnte nur auf dem

Wege geheimer, sorgfältiger Nachforschung etwas geschehen, und Joyce machte sich verbindlich, von seinen Ersparnissen den Polizeibeamten auf angemessene Weise zu belohnen.

Während diese geheime Nachforschung im Gange war, öffnete Joyce den von Georg an seinen Bruder Valentin adressirten Brief.

„Lieber Valentin," schrieb der jüngere Bruder, „ich habe mich verlocken lassen, mit einer in Lissabon eingenommenen Ladung noch eine Reise nach Calcutta zu machen, und werde daher nicht im Stande sein, am fünften April mit Dir in London zusammenzutreffen. Es werden zehn bis zwölf Monate vergehen, ehe ich England wiedersehe, wenn ich aber wiederkomme, hoffe ich, unser gemeinschaftliches Vermögen durch einen neuen Gewinn bedeutend zu vermehren. Ich sehne mich, Dein redliches Antlitz wiederzusehen und Dir die Hand zu drücken, die Aussicht auf reiche Beute lockt mich aber wieder in die Ferne. Wir sind beide noch jung und haben die ganze Welt vor uns, deshalb können wir schon einmal ein paar Jahre warten. Gieb das Geld, welches Du hast, mittlerweile in eine Bank. Joyce wird Dir sagen, in welche und was Du dabei zu beobachten hast. Dann setze mich, ehe Du London wieder verlässest, von Deinen Plänen in Kenntniß. Schreibe mir per Adresse Riverdale & Comp. in Calcutta. Ich wünsche Dir alles mögliche Glück, alter guter

Junge, und Alles, was Du Dir selbst wünschest.

Dein Dich liebender Bruder
Georg Jernam."

Es war Joyce Harker's traurige Aufgabe, dem jüngeren Bruder die Geschichte von Valentin's Ermordung mitzutheilen.

Er schrieb einen langen Brief und erzählte Alles, was, so viel er wußte, von dem Augenblick an, wo der „Pizarro" Gravesend erreicht, bis zum Auffinden von Valentin's Leiche in dem Polizeibureau am Themseufer geschehen war. Auch vergaß er nicht, den Eindruck zu schildern, welchen die Schönheit der Liedersängerin auf Valentin gemacht.

„Nach meiner Ansicht sind dieses Mädchen und die beiden Männer — ihr Vater, Thomas Milsom, und Dennis Wayman, der Wirth zum „Lustigen Matrosen", in das Geheimniß eingeweiht und gemeinschaftlich der Ermordung Ihres Bruders schuldig. Ich glaube, daß er, verlockt durch die Schönheit des Mädchens, sein mir gegebenes Wort gebrochen hat und noch vor dem Fünften nach London zurückgekommen ist. Dieses Mädchen kann uns daher den Schlüssel zu dem Geheimniß seines Todes liefern. Der Furcht der beiden Männer glaube ich nicht etwas auspressen zu können. Es sind beide verstockte Bösewichter, und wenn sie, wie ich

glaube, sich dieses Verbrechens schuldig gemacht haben, so ist es ganz gewiß nicht das erste, welches sie begangen. Die Polizei ist auf der Lauer, und ich habe auf jede Entdeckung, die sie in dieser Richtung macht, eine freigebige Belohnung versprochen, dennoch aber wird es mit der Sache sehr langsam gehen."

Das und noch weit mehr schrieb Joyce Harker an Georg Jernam. Der Brief ward unmittelbar nach dem Leichenschaugericht geschrieben, und am Abend desselben Tages begab Joyce sich wieder nach dem „Lustigen Matrosen" in der Hoffnung, Jenny Milsom dort zu sehen.

In dieser Hoffnung sah er sich jedoch getäuscht, denn es sang in dem sogenannten Concertzimmer eine neue Sängerin — ein wohlbeleibtes rothhaariges Frauenzimmer von mittleren Jahren.

„Was ist denn aus dem schönen Mädchen geworden, welches sonst hier zu singen pflegte?" fragte er den Wirth.

Des Milsom's Tochter meint Ihr wohl," sagte Wayman. „Sie kommt nicht mehr. Dieses Mädchen war ein leibhaftiger Satan. Sie hat sich mit ihrem Vater gezankt und ist davon gelaufen. Natürlich kann sie mit ihrer schönen Stimme ihr Brot überall verdienen, und übrigens glaube ich auch, daß Milsom sie nicht immer zum besten behandelt hat. Er ist ein ganz rechtschaffener Kerl, aber etwas grob."

„Ja," antwortete Joyce mit spöttischem Lächeln, „er scheint ein ganz ungewöhnlich rechtschaffener Mann zu sein. Ich glaube, die Rechtschaffenheit von dieser Art ist hier in dieser Nachbarschaft förmlich zu Hause. Habt Ihr vielleicht etwas von meinem Capitain gehört?"

„Nicht eine Silbe. Ist ihm etwas zugestoßen?"

„Ach, hier scheinen die Neuigkeiten des Tages sich sehr langsam zu verbreiten. Heute Morgen ward nicht viele Meilen von hier ein Leichenschaugericht abgehalten."

Der Wirth zuckte die Achseln.

„Ich habe den ganzen Tag hier im Hause zu thun gehabt und daher nichts gehört," sagte er.

Joyce erzählte die Geschichte des Schicksals seines Capitains, und Dennis Wayman hörte anscheinend mit größter Theilnahme zu.

„Und Ihr wißt gar nicht, was aus dem Mädchen geworden ist?" fragte Harker, als er mit seiner Geschichte zu Ende war.

„Nein, ich weiß es gar nicht. Sie ist plötzlich davongelaufen — weiter weiß ich nichts."

„Ist ihr Vater denn ihr nicht nachgegangen?"

„Fällt ihm nicht ein! So etwas liegt gar nicht in seiner Natur. Es hat ihr beliebt, sein Haus zu verlassen, und er läßt sie gar ruhig ihren eigenen Weg gehen."

„Und ihr Großvater, der alte blinde Mann?"

„Der ist mitgegangen."

Weiter ward von dem Mädchen nichts gesprochen.

„Ich will Euch etwas sagen, Mr. Wayman," sagte Joyce. „Ich werde mich wahrscheinlich hier in dieser Nachbarschaft ziemlich lange aufhalten, denn ich muß wegen des Schiffes meines armen Capitains Instructionen von seinem Bruder, Capitain Georg, abwarten, und da Euer Haus mir ebenso zusagt, wie ein anderes, so werde ich gleich hier mein Quartier aufschlagen. Ich weiß, daß Ihr eine Menge Zimmer habt, und Ihr werdet an mir einen ruhigen Miether finden."

„Ja, bleibt da," antwortete der Wirth schnell. „Ich bin es zufrieden."

Als Joyce an diesem Abend den „Lustigen Matrosen" verließ, versank er in tiefe Gedanken.

„Der Kerl ist zu schlau, um sich leicht fangen zu lassen," dachte er. „Er will mich in sein Haus ziehen lassen, weil er weiß, daß es darin nichts giebt, was mich auf eine Spur führen könnte, mag ich aufpassen, wie ich will. Ein Mord wie dieser läßt keine Spur zurück. Hätte ich des Mädchens habhaft werden können, so hätte ich ihr vielleicht Angst machen und sie dadurch bewegen können, mir etwas zu sagen; es ist mir auch klar, daß sie wirklich davongelaufen ist, denn sonst ließe Weyman mich nimmermehr in sein Haus."

Wochenlang wohnte Joyce Harker im „Lustigen

Matrosen" — stets auf der Lauer, stets bereit, den kleinsten Aufschluß über das Geheimniß von Valentin Jernam's Tod zu erhaschen; all' sein Lauern half ihm nichts.

Die Polizei that ihr Möglichstes, um den Schlüssel zu dem furchtbaren Geheimniß zu finden, aber sie arbeitete vergebens. Das Geld des Ermordeten hatte theils in Banknoten und Gold, theils in Wechseln bestanden. Dergleichen Wechsel waren in der City mit leichter Mühe anzubringen. Es gab Leute, welche bereit waren, sie zu einem gewissen Preis anzunehmen und in's Ausland zu schicken — Leute, welchen es nie einfällt, ihre Kunden auszufragen.

Es war daher wenig Aussicht vorhanden, daß jemals Licht in dieses schwarze Geheimniß verbreitet werden würde. Joyce wartete und lauerte mit der Treue eines Hundes, aber Alles umsonst.

Drittes Capitel.

## Enterbt.

Beinahe ein Jahr war nach Valentin Jernam's Ermordung vergangen, und der Märzwind schüttelte die noch blattlosen Aeste der Bäume in dem Green-Park.

Im Bibliothekzimmer eines der schönsten Häuser in Arlington-Street ging ein Herr unruhig auf und ab, blieb dann und wann vor einem der Fenster stehen und betrachtete mit ärgerlichem Blick den Himmel.

„Dieses Wetter!" murmelte er; „dieses abscheuliche Wetter!"

Der Sprechende war ein Mann von etwa fünfzig Jahren — ein Mann, welcher schön gewesen und es noch war — ein Mann mit stolzem, patricischem Gesicht, welches von Damen, die es einmal gesehen, nicht so leicht vergessen ward.

Sir Oswald Eversleigh, Baronet, war der Nachkomme einer der ältesten Familien in York-

shire. Er war der Besitzer von Raynham-Castle in Yorkshire, von Eversleigh-Manor in Lincolnshire, und sein Besitzthum in diesen beiden Grafschaften repräsentirte ein jährliches Einkommen von vierzigtausend Pfund.

Er war unvermählt, und da er jetzt beinahe sein fünfzigstes Jahr erreicht hatte, so hielt man es nicht für wahrscheinlich, daß er noch heirathen werde.

Dies war wenigstens die fixe Idee derer, welche sich als die wahrscheinlichen Erben des Reichthums des Baronets betrachteten. Der erste dieser Erben war Reginald Eversleigh, sein Lieblingsneffe, der einzige Sohn eines jüngeren Bruders, welcher ruhmvoll auf einem indischen Schlachtfelde gefallen war.

Es gab auch noch zwei andere Neffen, welche einiges Recht hatten, auf einen Antheil an dem Vermögen des Baronets zu hoffen.

Es waren dies die beiden Söhne von Sir Oswald's einziger Schwester, welche sich mit einem Landgeistlichen Namens Dale vermählt hatte. Lionel und Douglas Dale gehörten aber nicht zu der Zahl der jungen Leute, welche auf Jemandes Tod hoffen. Sie hingen mit aufrichtiger Liebe an ihrem Onkel, enthielten sich aber sorgfältig jeder Kundgebung, welche als Verehrung seines Reichthums gedeutet werden konnte.

Der ältere der beiden Brüder studirte Theo-

logie, der jüngere war Jurist und bereitete sich auf die Advocatencarrière vor.

Mit Reginald Everleigh dagegen stand es anders, und schon von seinem frühen Knabenalter an hatte dieser mehr die Stellung eines Adoptivsohns als die eines Neffen eingenommen.

Es giebt Menschen, welche durch Nachsicht und Güte nicht verzogen werden, so wie gewisse Blumen unter zarter Pflege am besten gedeihen; Reginald Eversleigh aber gehörte nicht zu diesen.

Sir Oswald war ein zu nobler Mann, als daß er von dem jungen Manne, an den er seine Liebe und seinen Reichthum mit so freigebiger Hand verschwendete, große Beweise von Dankbarkeit verlangt hätte. Wenn der Knabe sich übermüthig und herrschsüchtig zeigte, so bewunderte der Baronet diesen hohen, stolzen Sinn. Zeigte er sich in Bezug auf Geldaufwand leichtsinnig und verschwenderisch, so fand der Baronet in dieser Verschwendungssucht einen Beweis von nobler Gemüthsart, ohne weiter zu berücksichtigen, daß Reginald das Geld seines Verwandten nur auf sein eigenes Vergnügen verwendete.

Wenn von den Lehrern in Eton und den Studienmeistern in Oxford schlechte Berichte einliefen, so täuschte Sir Oswald sich mit dem Glauben, es sei für einen Jüngling von feurigem Temperament nicht mehr als natürlich, arbeitsscheu zu sein, ja

jugendliche Trägheit sei oft ein Beweis von Genie.

Aber selbst die moralische Blindheit der Liebe kann nicht immer dauern. Der Tag kam, wo der Baronet zu der Einsicht erwachte, daß der einzige Sohn seines verstorbenen Bruders seiner Zuneigung unwürdig sei.

Der junge Mann trat in die Armee. Sein Onkel kaufte ihm eine Lieutenantsstelle in einem flotten Cavallerieregiment und er begann seine militärische Carrière unter den glänzendsten Auspicien. Von dem Tage an aber, wo er nicht mehr unter der Aufsicht seines Instructors stand, bis zur gegenwärtigen Stunde war Sir Oswald fortwährend den Anforderungen der Verschwendungssucht seines Neffen ausgesetzt gewesen, und in der letzten Zeit hatte er sogar sehr bittere Erfahrungen gemacht, die ihn endlich überzeugt hatten, daß Reginald ein Schurke war.

In gewöhnlichen Dingen war Sir Oswald Eversleigh keineswegs ein geduldiger oder langmüthiger Mann, seinem Neffen gegenüber aber hatte er stets die außerordentlichste Nachgiebigkeit an den Tag gelegt. Jetzt jedoch hatte die Stunde geschlagen, wo er nicht mehr geduldig sein konnte.

Er hatte seinem Neffen geschrieben und ihn ersucht, sich um drei Uhr bei ihm einzufinden.

Der Gedanke an diese bevorstehende Unterredung war ihm ein höchst peinlicher, denn er war

entschlossen, daß es die letzte zwischen ihm und Reginald Eversleigh sein sollte. Er war dabei durchaus nicht mit ungebührlicher Uebereilung zu Werke gegangen, denn es war ihm unaussprechlich schwer angekommen, sich zu einem Schritt zu entschließen, der ihn auf immer von dem jungen Manne trennen mußte.

Als es Drei schlug, ward Mr. Eversleigh angemeldet. Er war ein sehr schöner junger Mann von feinem, aristokratischem Aeußern, dessen Ausdruck aber mehr etwas Weibisches als Kräftiges hatte. Dabei hatte jedoch seine Schönheit etwas Gewinnendes, dem nur Wenige widerstehen konnten.

Es war schwer zu glauben, daß Reginald Eversleigh niedrig oder gemein sein könne. Die Leute hatten ihn gern und schenkten ihm Vertrauen, ohne es zu wollen, und nur wenn ihr Vertrauen getäuscht und betrogen ward, konnten sie einsehen, wie verächtlich der schöne junge Officier sein konnte.

Die Frauen thaten ebenfalls Alles, um ihn vollends zu verderben, und die Anmuth seiner Züge und seines Wesens machte ihn in Verbindung mit seinen glänzenden Aussichten zum allgemeinen Liebling fashionabler Kreise.

Er war, als er jetzt in Arlington-Street erschien, darauf gefaßt, den Text gelesen zu bekommen, und zwar tüchtig, denn er wußte, daß einige seiner Sünden zu Sir Oswald's Kenntniß ge-

kommen waren. Er vertraute aber auf den Einfluß, den er stets auf seinen Onkel auszuüben vermocht, und war entschlossen, der Schwierigkeit keck die Stirn zu bieten, wie er schon öfter gethan.

Lächelnd trat er in das Zimmer und ging mit ausgestreckter Hand auf seinen Onkel zu.

Sir Oswald aber trat einen Schritt zurück und weigerte sich, in die dargebotene Hand einzuschlagen.

„Ich gebe nur einem Gentleman und Ehrenmanne die Hand," sagte er stolz. „Sie sind keins von beiden, Mr. Eversleigh."

Reginald hatte sich schon daran gewöhnt, sich von seinem Onkel mit zornigen Worten angeredet zu hören, in diesem Tone kalter Verachtung aber hatte Sir Oswald noch nie zu ihm gesprochen.

Die Farbe schwand aus dem Antlitz des jungen Mannes und er betrachtete seinen Onkel mit dem Ausdruck der Unruhe.

„Mein lieber Onkel!" rief er.

„Haben Sie die Güte, zu vergessen, daß Sie mich jemals mit diesem Namen angeredet haben, oder daß irgend welche Verwandtschaft zwischen uns besteht, Mr. Eversleigh," antwortete Sir Oswald mit Strenge. „Setzen Sie sich gefälligst. Unsere Unterredung wird wahrscheinlich eine lange sein."

Der junge Mann setzte sich schweigend.

„Ich habe," fuhr der Baronet fort, „Sie rufen lassen, Mr. Eversleigh, weil ich Ihnen ohne

alle Leidenschaft zu sagen wünschte, daß das Band, welches uns bis jetzt an einander gefesselt, vollständig zerrissen ist. Der Himmel weiß, daß ich geduldig gewesen bin. Ich habe Ihre schlechten Streiche übersehen, weil ich hoffte, daß es nur leichtsinnige Jugendverirrungen, aber nicht die vorsätzlichen Missethaten eines verstockten, ruchlosen Gemüths wären. Ich habe Ihnen Vertrauen geschenkt, bis ich Ihnen keins mehr schenken konnte; ich habe gehofft, bis ich nicht mehr hoffen konnte. Im Laufe der letzten Woche habe ich Sie kennen gelernt. Ein alter Freund, dessen Wort ich nicht bezahlen kann und von dessen Ehrenhaftigkeit ich überzeugt bin, hat es für seine Pflicht gehalten, mir gewisse Thatsachen mitzutheilen, die zu seiner Kenntniß gekommen sind, und er hat mir in Bezug auf Ihren wahren Charakter die Augen geöffnet. Ich habe mir lange Zeit zur Ueberlegung genommen, ehe ich zu einem Entschluß hinsichtlich des Verfahrens gekommen bin, welches ich gegen einen Menschen einhalten werde, der mir so theuer gewesen ist. Sie kennen mich hinreichend, um zu wissen, daß, wenn ich einmal einen Entschluß fasse, derselbe dann unwiderruflich ist. Mein Wunsch ist, stets gerecht zu handeln, selbst gegen einen Schurken. Ich habe Sie in den Lebensgewohnheiten eines reichen Mannes erzogen, und es ist daher meine Pflicht, Sie gegen absolute Armuth sicherzustellen. Deshalb habe ich meinen An=

walt beauftragt, eine Urkunde abzufassen, durch welche Ihnen für Ihre ganze Lebenszeit und ohne alle Bedingung ein Einkommen von zweihundert Pfund jährlich gesichert wird. Nach Ausfertigung dieser Urkunde will ich kein weiteres Interesse an Ihrem Schicksal haben. Sie werden Ihren eigenen Weg gehen, Mr. Eversleigh, und Ihren eigenen Umgang wählen, ohne daß der thörichte Verwandte, der Sie nur zu lieb gehabt, sich darein mischen wird."

„Aber, lieber Onkel — Sir Oswald — was habe ich gethan, daß Sie so streng gegen mich verfahren?"

Der junge Mann war, wie er dies sagte, todtenbleich. Auf eine solche Erklärung von Seite seines Onkels war er nicht gefaßt gewesen, aber selbst in diesem verzweifelten Augenblick, wo er fühlte, daß Alles verloren war, versuchte er noch die Miene beleidigter Unschuld anzunehmen.

„Was Sie gethan haben?" rief der Baronet aufbrausend. „Soll ich Ihnen zwei Briefe zeigen, Reginald Everleigh — zwei Briefe, die durch eine seltsame Verkettung von Umständen in meine Hände gelangt sind und von welchen jeder den Schlüssel zu einer schmachvollen Geschichte enthält — einer nichtswürdigen, entehrenden That, deren Held Sie sind?"

„Was sind das für Briefe?"

„Sie sollen Sie lesen," entgegnete Sir Os-

wald. „Dieselben sind an Sie adressirt und haben sich in Ihrem Besitz befunden. Für einen so feinen Gentleman waren Briefe dieser Art von geringer Bedeutung. Eine andere Person jedoch fand es der Mühe werth, sie aufzuheben, und sendete sie mir.“

Mit diesen Worten nahm der Baronet zwei Couverts vom Tische und reichte sie seinem Neffen.

Beim Anblick der Adresse des obersten Couverts ward Reginald Eversleigh's Gesicht aschenfahl. Er sah dann das untere an und gab jetzt mit zitternder Hand beide Documente seinem Onkel zurück.

„Ich weiß nichts von diesen Briefen,“ stammelte er mit heiserer Stimme.

„Nicht!“ rief sein Onkel. „Dann werde ich Ihnen die nöthige Aufklärung geben müssen.“

Nachdem Sir Oswald dies gesagt, zog er einen Brief aus einem der Couverts; ehe er ihn aber las, betrachtete er seinen Neffen mit ernstem, melancholischem Blick, aus welchem jede Spur von Verachtung verschwunden war.

„Ehe ich die Geschichte dieses Briefes hörte, glaubte ich, daß Sie trotz aller Ihrer Thorheiten und Ausschweifungen wenigstens ehrenhaft und gutmüthig wären. Nachdem ich die Geschichte dieses Briefes gehört, weiß ich, daß Sie verworfen und herzlos sind. Sie sagen, Sie wissen nichts von dem Briefe? Vielleicht werden Sie mir so-

gar sagen, daß Sie den Namen der Schreiberin vergessen haben. Und dennoch können Sie Mary Goodwin kaum so schnell vergessen haben."

Der junge Mann neigte das Haupt. Eine furchtbare Wuth bemächtigte sich seiner, denn er wußte nun, daß eins der schwärzesten Geheimnisse seines Lebens seinem Onkel enthüllt worden war.

„Da Sie ein so schlechtes Gedächtniß haben," fuhr der Baronet fort, „so will ich Ihnen die Geschichte von Mary Goodwin erzählen. Sie war die Günstlingin und Pflegeschwester von Jane Stukely, einer edeln, schönen Dame, mit welcher Sie verlobt waren. Sie lernten Jane Stukely in London kennen, verliebten sich in sie, wie es schien, und brachten Ihre Bewerbung an. Die junge Dame nahm mit Zustimmung ihres Vaters den Antrag an. Kein Bündniß hätte vortheilhafter sein können. Noch nie hatte ich mich so gefreut, als da Sie mich von Ihrer Verlobung in Kenntniß setzten. Der Einfluß eines guten Weibes wird ihn von allen seinen Thorheiten heilen, dachte ich, und ich werde noch Grund haben, auf meinen Neffen stolz zu sein."

„Schonen Sie mich, Sir! Haben Sie Mitleid!" murmelte Reginald mit gepreßter Stimme.

„Wann haben Sie jemals Andere geschont, Mr. Reginald Eversleigh? Wann nahmen Sie wohl Rücksicht auf Andere, wenn dieselben Ihrer niedrigen Genußsucht, Ihrem Egoismus im Wege stan-

den? Niemals! Ebenso werde ich Sie jetzt auch nicht schonen. Als Jane's Verlobter wurden Sie nach Stukely-Park eingeladen. Dort sahen Sie Mary Goodwin. Der Zufall führte Sie im Laufe Ihres Besuchs diesem Mädchen oft in den Weg; es dauerte aber nicht lange, so hörten Sie auf, ihr blos zufällig zu begegnen. Sie hatten geheime Zusammenkünfte im Park mit ihr. Das arme, schwache, leichtgläubige Mädchen konnte nicht den Verführungskünsten des feinen Gentleman widerstehen, der sie durch lügenhafte Versprechungen in's Verderben lockte. Nach einiger Zeit verließen Sie Stukely-Park unbeargwohnt. Wenige Tage nach Ihrer Abreise verschwand Mary Goodwin.

„Sechs Monate lang hörte man nichts von der Vermißten; nach Verlauf dieser Zeit aber erkannte ein Gentleman, der sie in den Tagen ihrer Schönheit und Unschuld in Stukely-Park gesehen, ihre Züge in dem Antlitz einer Selbstmörderin, deren Leiche in der Morgue zu Paris zur Schau ausgestellt lag. Man hatte sie im Wasser gefunden. Der Engländer bezahlte die Kosten für ein anständiges Begräbniß und brachte den Stukelys die Kunde von dem Schicksal ihrer Günstlingin; Niemand aber kannte das Geheimniß ihres Verderbens. Jane Stukely argwohnte jedoch dieses Geheimniß und brach auf den Grund dieses Verdachts hin ihr Verhältniß zu Ihnen ab.

„Zu Ihnen war Mary Goodwin geflohen, als

sie Stukely-Park verließ — in Ihrer Begleitung reiste sie in's Ausland, wo sie für Ihr Weib galt, denn Sie hatten einen falschen Namen angenommen, unter welchem Sie gleichwohl erkannt wurden. Es dauerte nicht lange, so wurden Sie Ihres Opfers überdrüßig. Als Ihre Geldmittel erschöpft waren, als die Thränen und die Reue der armen Verführten lästig wurden — in der Stunde, wo sie am hülflosesten und elendesten war und Ihres Mitleids und Schutzes am meisten bedurfte, gingen Sie heimlich fort von ihr und ließen sie mit einigen wenigen Pfund zur Bestreitung der Kosten der Rückreise, wenn sie den Muth hätte, zu den Freunden, die ihr so viel Wohlthaten erzeigt, zurückzukehren, allein in Paris zurück. In dieser Stunde der Verlassenheit und Schmach wählte sie lieber den Tod, als solche Demüthigung, und ertränkte sich."

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Sir Oswald, daß ich die Absicht hatte, nobel zu handeln. Ich wollte —" unterbrach der junge Mann.

Sein Onkel achtete aber nicht darauf, sondern fuhr fort:

„Ich will Ihnen den Brief dieses unglücklichen Mädchens vorlesen. Es ist ihr letzter. Er ward in dem Hôtel abgegeben, wo Sie sie verlassen hatten, und von wo er Ihnen nachgesendet ward. Es ist ein sehr einfacher Brief, aus jeder Zeile aber spricht das Zeugniß eines gebrochenen Herzens: —

„Sie haben mich verlassen, Reginald, und mir dadurch bewiesen, daß die Liebe, welche Sie einst für mich fühlten, erloschen ist. Um dieser Liebe willen habe ich jedes Gebot übertreten und jedes Band zerrissen. Ich habe den Namen einer ehrenwerthen Familie geschändet und die theuerste, gütigste Freundin hintergangen, welche jemals ein armes Mädchen in ihren Schutz genommen. Und nun verlassen Sie mich und sagen mir, ich solle zu meinen alten Freunden zurückkehren, die mir ohne Zweifel verzeihen und mir in dieser bittern Zeit meiner Schande Schutz und Obdach gewähren würden. O Reginald, kennen Sie mich so wenig, daß Sie glauben, ich könnte zurückkehren, ich könnte meine Augen wieder zu denen der theuern Freunde erheben, die mich sonst so freundlich anzulächeln pflegten, jetzt aber sich mit Abscheu und Widerwillen von mir abwenden würden? Sie wissen selbst recht wohl, daß ich nicht zurückkehren kann. Sie lassen mich in dieser großen Stadt, die mir so fremd und unbekannt ist, und Sie nehmen sich nicht die Mühe, sich um mein wahrscheinliches Schicksal zu kümmern. Soll ich Ihnen sagen, was ich zu thun im Begriff stehe, Reginald? Sie waren sonst ein zärtlicher und leidenschaftlicher Liebender — ich habe Sie, so niedrig geboren und arm ich auch war, zu meinen Füßen knieen sehen, und es gebührt sich daher, daß Sie das Schicksal Ihrer verlassenen Geliebten erfahren. Wenn ich diesen

Brief beendet habe, wird es finster sein — die Dämmerung bricht jetzt schon ein, und ich kann kaum noch zum Schreiben sehen. Ich werde mich ruhig zum Hause hinausschleichen und meine Schritte nach dem Flusse lenken, den ich, an Ihrer Seite im Wagen sitzend, so oft passirt habe. Bin ich einmal auf der Brücke, so sind dann unter dem Schutze dieser wohlthätigen Finsterniß alle meine Leiden zu Ende. Ich bin Ihnen nicht mehr zur Last und koste Ihnen nicht einmal die Zehnpfundnote, welche Sie so freigebig für mich zurückließen und die ich in diesen Brief einschließen werde. Verzeihen Sie, wenn sich ein Grad von Bitterkeit in meinem Herzen regt. Ich bemühe mich, auch Ihnen zu verzeihen — ich verzeihe Ihnen! Möge ein barmherziger Himmel mir meine Sünde ebenso vergeben, wie ich Ihnen Ihren Verrath an mir vergebe.

M. G."

Nach dem Vorlesen dieses Briefes trat eine Pause ein — ein Schweigen, welches Mr. Eversleigh nicht zu brechen versuchte.

„Den zweiten Brief brauche ich Ihnen kaum erst vorzulesen," sagte der Baronet. „Er ist von einem jungen Manne, dem Sie vor etwa einem Jahre die Ehre Ihrer Bekanntschaft schenkten — ein junger Mann in einem Bankgeschäft, der in seinem aufstrebenden Ehrgeiz die Schwäche hatte,

in den mystischen Kreis der fashionablen Gesellschaft eindringen zu wollen. Sie hatten die Güte, dieser Schwäche für einen selbstbestimmten Preis und zu Ihrem eigenen Vortheil Vorschub zu leisten. Sie weihten den Bankgehülfen in die Geheimnisse des Karten- und Billardspiels ein. Sie gewannen ihm Geld ab — mehr als er zu verlieren hatte, und nachdem Sie eine Zeit lang der gütigste und nachsichtigste Freund gewesen, waren Sie auf einmal ein strenger, unbarmherziger Gläubiger. Sie drohten, ihn öffentlich zu blamiren, wenn er seine Spielschuld nicht bezahlte. Er schrieb Ihnen bittende Briefe, aber Sie verlachten sein Flehen um Nachsicht, bis er endlich, aus Furcht vor Schande auf's Aeußerste getrieben, das ihm von seinem Vorgesetzten anvertraute Geld angriff, um Sie zu bezahlen. Der Betrug ward, wie dies in solchen Fällen früher oder später allemal geschieht, entdeckt und Ihr Freund und Opfer zur entehrenden Strafe der Deportation verurtheilt. Ehe er England verließ, schrieb er Ihnen einen Brief, worin er Sie bat, Mitleid mit seiner Mutter, einer armen Wittwe, zu haben, die durch sein Verbrechen aller ferneren Unterstützung beraubt ward. Ich möchte wissen, welche Notiz Sie von diesem Brief genommen haben, Mr. Eversleigh? Ich möchte wissen, was Sie zum Trost der hülflosen, niedergebeugten Frau gethan haben, welche ihr Unglück Ihnen zu verdanken hatte?"

Der junge Officier wagte nicht, seine Augen zu denen seines Onkels emporzuheben; das Bewußtsein seiner Schuld machte ihn unfähig, auch nur ein Wort zu seiner Vertheidigung vorzubringen.

„Was ich Ihnen noch zu sagen habe, ist nur wenig," hob der Baronet wieder an. „Ich habe Sie geliebt, wie selten Jemand seinen Neffen liebt. Ich habe Sie um des Bruders willen geliebt, der in meinen Armen starb, und um eines Wesens willen, welches mir noch theurer war, als dieser einzige Bruder — des Weibes, welches wir beide liebten und die zwischen uns wählte. Sie gab dem jüngeren und ärmeren Bruder den Vorzug, bewahrte aber dem älteren ihre Neigung und Achtung bis zu ihrem Sterbetage. Ich liebte Ihre Mutter, Reginald Eversleigh, und als sie kaum ein Jahr nach dem Tode ihres Gatten starb, gelobte ich, daß ihr einziges Kind mir so theuer sein sollte, als ob es mein eigener Sohn wäre. Dieses Versprechen habe ich gehalten. Nur wenige Eltern werden die Geduld haben, solche Thorheiten zu verzeihen, wie ich verziehen habe. Nun aber ist meine Geduld erschöpft, meine Liebe ist durch Ihre Herzlosigkeit ertödtet, und hinfort sind wir einander fremd."

„Aber das ist doch nicht Ihr Ernst, Sir?" murmelte Reginald Eversleigh.

Sein Herz ward von einer entsetzlichen Furcht gequält — von der inneren Ueberzeugung, daß sein Onkel es wirklich ernstlich meine.

„Mein Anwalt wird Sie in Bezug auf die Urkunde, von der ich sprach, näher unterrichten," sagte Sir Oswald, ohne den bittenden Ton seines Neffen zu beachten. „Die Urkunde liefert Ihnen ein Einkommen von zweihundert Pfund jährlich. Sie haben die Laufbahn des Kriegers vor sich und sind noch jung genug, um die Vergangenheit wieder gutzumachen — wenigstens in den Augen der Welt, wenn auch nicht vor dem Antlitz des Himmels. Wenn Sie finden, daß Ihr Regiment für Ihre veränderten Vermögensumstände zu kostspielig ist, so empfehle ich Ihnen, zur Linie überzutreten. Und somit, Mr. Eversleigh, wünsche ich Ihnen guten Morgen."

„Aber, Sir Oswald — mein Onkel — mein theurer Onkel — Sie können mich doch nicht auf so kalte Weise verstoßen — Sie —"

Der Baronet zog die Klingel.

„Oeffnet Mr. Eversleigh die Thür," sagte er zu dem auf diesen Ruf erscheinenden Diener.

Der junge Mann erhob sich und sah seinen Verwandten mit ungläubigem Blick an. Er konnte nicht glauben, daß alle seine Hoffnungen gänzlich zu Grunde gerichtet wären, daß er in der That mit einem Almosen abgespeist worden, welches seinen Augen geradezu als ein verächtliches erschien.

Sir Oswald's Gesicht berechtigte aber auch nicht zur leisesten Hoffnung. Wäre es von Stein gewesen, so hätte es nicht unbeugsamer sein können.

„Guten Morgen, Sir,“ sagte Reginald in vor unterdrückter Wuth zitterndem Tone.

Mehr konnte er nicht sagen, denn der Diener wartete, und er konnte sich doch nicht vor dem Manne demüthigen, welcher gewohnt gewesen, ihn als Sir Oswald Eversleigh's Erben zu respectiren. Er nahm seinen Hut und Stock, verneigte sich gegen den Baronet und verließ das Zimmer.

Sobald er jedoch das Haus seines Onkels im Rücken hatte, ließ er der Wuth, die in ihm tobte, freien Spielraum.

„Das soll er bereuen,“ murmelte er. „Ja, so mächtig er auch ist, so soll er doch bereuen, von seiner Macht Gebrauch gemacht zu haben. Als ob ich nicht schon genug gelitten, als ob das bleiche, vorwurfsvolle Gesicht dieses Mädchens mich seit der verhängnißvollen Stunde, wo ich sie verließ, nicht fortwährend verfolgt hätte! Aber diese Briefe! Wie konnten sie in die Hände meines Onkels gerathen sein? Dieser Schurke, Laston, muß sie mir aus Rache, weil ich ihm den Abschied gegeben, gestohlen haben.“

Er lenkte seine Schritte nach dem einsamsten Theile des Green-Park, streckte sich auf eine Bank und gab sich, das Gesicht auf den verschränkten Armen verbergend, düsteren Betrachtungen hin.

Stundenlang lag er so, während der rauhe Märzwind über seinem Kopfe laut durch die blattlosen Bäume pfiff und das kalte graue Licht des

trüben Tages in den Schatten des Abends überging. Es war sieben Uhr vorbei und die Laternen in Piccadilly schienen hell, als er sich endlich, vor Frost schauernd, erhob und den Park verließ.

„Also ich soll mich als reich betrachten — mit meinem Sold und fünfzig Pfund vierteljährlich,“ murmelte er mit bitterem Gelächter, „und wenn ich ein flottes Cavallerieregiment zu kostspielig finde, so soll ich zur Linie übertreten — soll Fußsoldat werden und mich von meinen alten Bekannten mit verächtlichem Blicke betrachten lassen. Nein, nein, Sir Oswald Eversleigh; Sie haben mich als Gentleman erzogen und Gentleman will ich bleiben bis zuletzt, mag die Kosten bezahlen, wer da wolle. Es scheint Ihnen vielleicht sehr leicht zu sein, sich meiner zu entledigen, Sir Oswald, wir sind aber noch nicht mit einander fertig.“

Viertes Capitel.

## „Aus tiefer Noth."

Nachdem Sir Oswald Eversleigh seinen Neffen entlassen, überließ er sich einige Zeit lang düsteren Gedanken. Diese Prüfung war eine sehr bittere gewesen, endlich aber rüttelte er sich aus diesem Hinbrüten auf und sagte laut:

„Dank sei dem Himmel, es ist vorüber! Mein Entschluß ward mir nicht untreu und das Band ist zerrissen."

Er hatte bereits seine Anstalten getroffen, um London diesen Nachmittag zu verlassen und die erste Station seiner Reise nach Raynham=Castle zurückzulegen. Vor sechsundzwanzig Jahren gab es noch wenig Eisenbahnen, und der Baronet pflegte in seinem eigenen Wagen mit Postpferden zu reisen. Seine Reise von London nach dem fernen Norden von Yorkshire war daher eine lange und nahm zwei bis drei Tage in Anspruch.

Eine Stunde nach seiner Unterredung mit Reginald Eversleigh reiste Sir Oswald ab.

Es war zehn Uhr, als er zum ersten Mal in einer großen, geräuschvollen Stadt an der großen nördlichen Landstraße ausstieg. Er hatte, seitdem er London verlassen, mehrmals die Pferde gewechselt und innerhalb fünf Stunden eine beträchtliche Entfernung zurückgelegt.

Er kehrte in dem ersten Hotel ein und beabsichtigte hier zu übernachten. Von den Fenstern seiner Zimmer aus sah man den breiten freien Marktplatz, welcher heute Abend glänzend erleuchtet war und von Menschen wimmelte.

Sir Oswald betrachtete mit Ueberraschung das lebensvolle Schauspiel, während einer der Kellner die Gardinen vor den hohen Fenstern zuzog.

„In Eurer Stadt scheint es heute Abend sehr lebendig zuzugehen," sagte er.

„Ja, Sir; es ist heute Jahrmarkt gewesen, Sir — unser Frühlingsmarkt, Sir — und Viehmarkt, Sir. Vielleicht ist es Ihnen lieber, wenn ich die Gardinen nicht zuziehe? Sie wollen vielleicht nach dem Diner noch ein wenig zum Fenster hinaussehen, Sir?"

„Zum Fenster hinaussehen? — Nein, das fällt mir nicht ein. Zieht die Gardinen auf alle Fälle zu."

Der Kellner wunderte sich über den sonderbaren Geschmack des wohlbekannten Gastes und entfernte sich, um das Auftragen des Diners zu beschleunigen.

Es war längst halb Zwölf vorbei und Sir Oswald saß nachdenklich vor dem Kaminfeuer, als er aus seiner Träumerei durch den Klang einer Frauenstimme geweckt ward, welche unten auf dem Marktplatze sang.

Die Straßen waren seit einiger Zeit verödet, die Kaufläden geschlossen und die Lichter ausgelöscht, mit Ausnahme einiger Straßenlaternen, die hier und da matt flackerten.

Alles war ruhig und die Stimme der Straßensängerin klang voll und klar durch die Stille.

Sir Oswald Eversleigh war jetzt nicht aufgelegt, Straßensänger zu hören. Es mußte daher nothwendig eine sehr ungewöhnliche Stimme sein, die ihn aus seiner Versunkenheit aufrütteln konnte.

Es war auch in der That eine ungewöhnliche Stimme — eine Stimme, wie man sie außerhalb der Mauern eines italienischen Opernhauses selten hört — eine Stimme, die sogar innerhalb dieser Mauern nicht oft zu hören ist. Voll, klar und metallreich drang sie bis zum innersten Herzen des Hörers.

Das Lied, welches die Vagabundin sang, war ein sehr einfaches, nämlich die wohlbekannte Ballade vom „alten Robin Gray."

Während Sir Oswald Eversleigh so am Feuer saß und diese ihm wohlvertraute Ballade singen hörte, vergaß er seinen Kummer und seine Ent-

rüstung, die Nichtswürdigkeit seines Neffen — kurz Alles, nur nicht die Stimme der Person, welche auf dem vereinsamten Marktplatz unter den Fenstern sang.

Er ging an eins der Fenster und zog die Gardinen zurück. Die Nacht war kalt und stürmisch, der Vollmond aber schien vom hellen Himmel herab, und jeder Gegenstand auf der breiten Straße war in diesem durchdringenden Lichte sichtbar.

Die Fenster von Sir Oswald's Wohnzimmer führten auf einen Balcon. Er öffnete eins und trat hinaus in die kalte Nachtluft.

Er sah eine weibliche Gestalt sich langsam, mit zögerndem, unsicherem Schritt von dem Trottoir vor dem Hotel hinwegbewegen. Nach einer Weile sah er sie taumeln und stehen bleiben, als ob sie kaum im Stande wäre, weiterzugehen. Dann bewegte sie sich wieder taumelnd einige Schritt weiter und sank endlich mit der hülflosen Geberde gänzlicher Erschöpfung auf einer Thürschwelle nieder.

Nun blieb der Baronet nicht länger auf dem Balcon stehen. Er kehrte in sein Zimmer zurück, ergriff rasch seinen Hut und eilte die Treppe hinunter. Man begann eben das Hotel für die Nacht zu schließen, und der Kellner machte große Augen, als Sir Oswald an ihm vorbei auf die Straße hinausging.

Auf dem Marktplatze rührte sich nichts mehr. Der Baronet sah die dunkle Gestalt der Sängerin

noch in derselben halb sitzenden, halb liegenden Stellung, in welcher er sie erschöpft auf die Thürschwelle hatte niedersinken sehen.

Er eilte zu ihr hin und neigte sich über sie. Ihre verschränkten Arme ruhten auf dem Stein und ihr Kopf lag auf den verschränkten Armen. .

. „Warum liegen Sie hier, mein gutes Mädchen?“ fragte Sir Oswald sanft.

Die schlanke Gestalt verrieth ihm, daß die Sängerin jung war, obschon er ihr Gesicht nicht sehen konnte.

Sie richtete langsam den Kopf empor und blickte zu dem Sprechenden auf.

„Wo sollte ich sonst hingehen?“ fragte sie mit dem Ausdruck der Bitterkeit.

„Haben Sie keine Heimath?“

„Eine Heimath!“ wiederholte das Mädchen. „Das, was feine Herren wie Sie eine Heimath nennen, habe ich nie gehabt.“

„Aber wo werden Sie übernachten?“

„Im Freien — in irgend einer leeren Scheune, wenn ich eine finde, deren Thür nicht verschlossen ist, so daß ich hineinkriechen kann. Ich habe den ganzen Tag gesungen, aber doch nicht Geld genug verdient, um ein Nachtquartier bezahlen zu können.“

Der volle Mond schien hell und klar auf das Gesicht des Mädchens und Sir Oswald sah, daß sie sehr schön war.

„Führen Sie dieses erbärmliche Leben schon lange?“ fragte Sir Oswald nach einer Weile.

„Mein Leben ist bis jetzt ein einziges langes Elend gewesen,“ antwortete die Straßensängerin.

„Wie lange singen Sie schon auf der Straße?“

„Ich habe schon seit zwei Jahren öffentlich gesungen, aber nicht immer auf den Straßen. Eine Zeit lang gehörte ich einer Gesellschaft Schaukünstler an, die Herrin der Gesellschaft behandelte mich aber schlecht, deshalb verließ ich sie. Seitdem bin ich von Ort zu Ort gewandert und habe auf Jahrmärkten oder an Markttagen auf den Straßen gesungen.“

Alles dies sagte das Mädchen in stumpfer, mechanischer Weise, als ob sie daran gewöhnt wäre, aufgefordert zu werden, Auskunft über sich zu geben.

„Und ehe Sie diese Lebensweise wählten,“ sagte der Baronet, dem die wandernde Sängerin ein seltsames Interesse einflößte, „wie erwarben Sie Ihren Lebensunterhalt vor dieser Zeit?“

„Ich lebte bei meinem Vater,“ entgegnete das Mädchen in verändertem Tone. „Sind Sie mit Ihren Fragen nun fertig?“

Sie schauderte ein wenig und richtete sich aus ihrer geduckten Haltung empor. Der Mond schien noch auf ihr Gesicht und machte die tödtliche Blässe desselben noch auffallender.

„Hier,“ sagte der Baronet, „sind ein paar

Goldstücke. „Sie brauchen nicht hinaus in's Freie zu gehen, um sich nach einer leeren Scheune umzusehen. Sie können in einem anständigen Gasthaus übernachten. Oder halt, es ist schon beinahe Mitternacht; Sie werden es schwierig finden, zu so später Stunde in einem anständigen Hause Zutritt zu erhalten. Kommen Sie lieber mit mir in das Hotel da drüben, in den „Stern" — die Wirthin ist eine gutmüthige Frau und wird Ihnen ein bequemes Unterkommen gewähren. Kommen Sie."

Das Mädchen stand vor Sir Oswald. Sie fröstelte in dem rauhen Nachtwind und zog ihr dünnes schwarzes Umschlagetuch fest um sich, während ihr der Wind das dunkelbraune Haar aus dem Gesicht wehte. Mit dem Ausdruck unaussprechlichen Erstaunens sah sie den Baronet an.

„Sie sind sehr freundlich," sagte sie. „Nie hat ein Mann Ihres Standes mir jemals die geringste Hülfe angeboten. Arme Leute dagegen sind oft sehr freundlich gegen mich gewesen. Sie sind sehr gütig, Sir."

Der Ton, in welchem das Mädchen sprach, verrieth mehr Erstaunen als Freude. Es schien, als kümmerte sie sich um ihr eigenes Schicksal sehr wenig und als sei ihr hauptsächliches Gefühl nur Verwunderung über die Güte dieses feinen Herrn.

„Sprechen Sie nicht davon," sagte Sir Oswald in sanftem Tone. „Es liegt mir daran,

Ihnen ein anständiges Obdach für die Nacht zu verschaffen, dies ist aber eine sehr kleine Gefälligkeit, die ich Ihnen erweise. Ich bin ein wenig musikalisch und die Schönheit Ihrer Stimme hat großen Eindruck auf mich gemacht. Vielleicht bin ich im Stande, Ihnen einen Weg anzudeuten, auf welchem Sie Ihre Stimme gut verwerthen können."

„Meine Stimme!"

Das Mädchen wiederholte diese Worte, als ob dieselben keine Bedeutung für sie hätten.

„Kommen Sie," sagte ihr Wohlthäter, „Sie sind müde und vielleicht auch krank. Sie sehen entsetzlich bleich aus. Kommen Sie mit in das Hôtel und ich will Sie der Obhut der Wirthin übergeben."

Der Baronet ging voran und das Mädchen folgte ihm langsam, als ob sie kaum Kraft genug hätte, auch nur diese kurze Entfernung zurückzulegen.

Es lag etwas Seltsames in den Umständen, unter welchen Sir Oswald mit diesem Mädchen zusammengetroffen war, ebenso wie in dem plötzlichen Interesse, welches sie in ihm erweckt, und in der Begier, welche er empfand, die Geschichte ihrer Vergangenheit zu hören.

Die Wirthin des Hotels „Zum Stern" war nicht wenig überrascht, als einer der Kellner sie in die Hausflur rief, wo die Straßensängerin an

Sir Oswald's Seite stand, doch war sie eine zu kluge Frau, um ihrer Verwunderung Worte zu leihen. Sir Oswald war einer ihrer einflußreichsten Gönner und Sir Oswald's Kundschaft viel werth. Es war deshalb kaum möglich, daß ein solcher Mann Unrecht thun könnte.

„Ich fand dieses arme Mädchen in ganz erschöpftem Zustande auf der Straße," sagte Sir Oswald. „Sie ist ganz verlassen und hat kein Nachtquartier, obschon sie durchaus keine Bettlerin zu sein scheint. Wollen Sie sie irgendwo unterbringen und dafür sorgen, daß sie gut verpflegt werde, meine liebe Mrs. Willet? Morgen bin ich vielleicht im Stande, ein Mittel ausfindig zu machen, um ihr zu einer achtbaren Stellung zu verhelfen."

Mrs. Willet versprach, für die Pflege und Bequemlichkeit der Fremden bestens zu sorgen.

„Das arme Kind," sagte sie. „Sie sieht fürchterlich bleich und krank aus, und ich bin überzeugt, ein gutes warmes Abendessen wird ihr nichts schaden. Kommen Sie mit, liebes Kind!"

Die Fremde gehorchte, auf der Schwelle der Vorhalle drehte sie sich aber um und sagte zu Sir Oswald:

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen und von ganzer Seele für Ihre Güte. Noch nie ist ein Mensch so freundlich und gut gegen mich gewesen."

„Wenn eine so kleine Aufmerksamkeit Sie so tief rührt, so müssen Sie schon bittere Erfahrungen in der Welt gemacht haben," entgegnete der Baronet. „Kommen Sie morgen früh zu mir, dann wollen wir über Ihre Zukunft sprechen. Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Sir; Gott segne Sie!"

Langsam und nachdenklich ging der Baronet die breite Treppe hinauf in sein Zimmer.

Er schlief diese Nacht sehr unruhig. Die Ereignisse des vergangenen Tages verfolgten ihn unaufhörlich und beschäftigten ihn im Traume.

Bald war sein Neffe wieder bei ihm und bat ihn, von selbstsüchtiger Verzweiflung getrieben, um Verzeihung und Gnade; bald stand er auf dem Markte und die gespenstige Gestalt der herumziehenden Sängerin neben ihm.

Als er am Morgen aufstand, beschloß er, jeden Gedanken an seinen Neffen zu verbannen. Sein seltsames Abenteuer in der vorigen Nacht hatte einen mächtigen Einfluß auf sein Gemüth geäußert, und dieses Abenteuer war es, worüber er nachdachte, während er beim Frühstück saß.

„Ich habe einmal eine Landschaft gesehen, die am hellen Tage keinen besondern Reiz hatte, durch die magische Beleuchtung des Mondes aber in ein förmliches Paradies verwandelt ward," sprach er bei sich selbst. „Vielleicht ist auch dieses Mädchen im Grunde genommen doch nur ein ganz

gewöhnliches Geschöpf — eine ganz gemeine Landstreicherin."

Gleich darauf aber dachte er an den gebildeten Ton der Stimme, die er in der vergangenen Nacht gehört, und an die vollkommene Selbstbeherrschung, die in dem ganzen Wesen des Mädchens gelegen.

„Nein," rief er, „sie ist kein gemeines Geschöpf, sie ist keine gewöhnliche Bänkelsängerin. Wer und was sie auch sein möge, so ist sie von einem Geheimniß umgeben — einem Geheimniß, dessen Ergründung ich mir zur Aufgabe machen werde."

Als Sir Oswald Eversleigh mit seinem Frühstück fertig war, ließ er die Straßensängerin zu sich rufen.

„Sagen Sie der jungen Person, daß ich, wenn sie hinreichend ausgeruht und sich erfrischt hat, gern einige Minuten mit ihr sprechen möchte," sagte der Baronet zum Oberkellner.

Wenige Minuten darauf kam dieser wieder und ließ das Mädchen ein. Sir Oswald drehte sich herum, um sie anzusehen, getrieben von einer Neugier, welche durch die Umstände nicht gerechtfertigt ward.

Es war nicht das erste Mal in seinem Leben, daß er einen ungewöhnlichen Act der Wohlthätigkeit geübt hatte, sicherlich aber war es das erste Mal, daß er ein so alle anderen Gedanken ver-

drängendes Interesse für den Gegenstand seiner Wohlthätigkeit fühlte.

Die Schönheit des Mädchens war keine durch das Mondlicht erzeugte Täuschung gewesen. Als sie jetzt im hellen, sonnigen Tageslicht vor ihm stand, erschien sie ihm sogar noch schöner, denn ihr Liebreiz war nun vollkommen sichtbar.

Sie verrieth, während Sir Oswald sie forschend betrachtete, kein Zeichen von Verlegenheit. Mit ruhiger Anmuth stand sie vor ihrem Wohlthäter, und es lag sogar ein gewisser Anflug von Stolz in ihrer Haltung.

Ihre Kleider waren fadenscheinig und abgetragen, sahen aber dennoch auf ihr nicht aus wie die Kleider einer Landstreicherin.

Ihr Rock war von verschossenem, schwarzem Stoff und vielfach ausgebessert, aber er paßte ihr gut, und ein sauberer weißer Leinwandkragen umschloß ihren schlanken Hals, der fast eben so weiß war als die Leinwand.

Ihr wallendes braunes Haar war in dichten Flechten aus dem Gesicht zurückgestrichen, so daß das kleine rosige Ohr sichtbar war.

Die dunkle Farbe dieses prachtvollen Haares bildete einen herrlichen Gegensatz zu dem Alabasterweiß einer Gesichtsfarbe, auf welcher sich nur dann und wann als Folge von Ueberraschung und Aufregung ein vorübergehender Hauch von Roth zeigte.

„Setzen Sie sich gefälligst," sagte Sir Oswald; „ich wünsche einige Worte mit Ihnen zu sprechen. Ich möchte Ihnen helfen, wenn es in meinen Kräften steht. Sie scheinen für das Leben, welches Sie führen, nicht zu passen, und ich bin überzeugt, daß Sie Talente besitzen, die Ihnen den Weg in eine weit höhere Sphäre bahnen würden. Ehe wir aber von der Zukunft sprechen, muß ich Sie bitten, mir etwas von der Vergangenheit zu erzählen."

Er machte eine kurze Pause und fuhr dann in sanftem Tone fort:

„Sagen Sie mir, wie kommt es, daß Sie so ganz allein und verlassen sind? Wie kommt es, daß Ihre Eltern Ihnen erlauben, ein solches Leben zu führen?"

„Meine Mutter starb, als ich noch Kind war," antwortete das Mädchen.

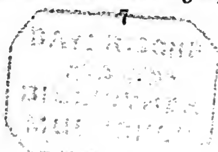
„Und Ihr Vater?"

„Mein Vater ist auch todt."

„Davon haben Sie gestern Abend nichts gesagt," entgegnete der Baronet mit einem gewissen Anflug von Argwohn in seinem Tone, denn es kam ihm vor, als machte sich in dem Wesen des Mädchens, als sie von ihrem Vater sprach, eine Veränderung bemerkbar.

„Nicht?" entgegnete sie ruhig. „Ich kann mich nicht erinnern, daß Sie mich nach meinem Vater gefragt hätten, wenn Sie es aber gethan





haben, so habe ich vielleicht auf's Gerathewohl geantwortet. Meine Gedanken waren in Folge von Erschöpfung und Mangel an Ruhe zu verworren, und ich wußte kaum, was ich sprach."

„Was war Ihr Vater?"

„Seemann."

„In Ihrem Gesicht liegt etwas, was mir nicht recht englisch vorkommen will," sagte Sir Oswald. „Sind Sie in England geboren?"

„Nein; ich bin in Florenz geboren; meine Mutter war eine Florentinerin."

„So, so."

Es trat eine Pause ein. Es war augenscheinlich, daß die Straßensängerin die Geschichte ihres vergangenen Lebens nicht gern erzählen wollte, und daß die Aufschlüsse, welche der Baron zu erlangen wünschte, ihr allmälig abgenöthigt werden müßten.

Eine gewöhnliche Landstreicherin würde Jedem, der ihr versprochen hätte, ihr Wohlthäter zu werden, sofort eine Jammergeschichte, möchte dieselbe nun wahr oder falsch gewesen sein, erzählt haben. Dieses Mädchen aber bewahrte eine Zurückhaltung, deren Besiegung Sir Oswald sehr schwierig fand.

„Ich fürchte, die Geschichte Ihrer Vergangenheit enthält peinliche oder schmerzliche Vorkommnisse, welche Sie nicht gern offenbaren möchten," sagte er endlich.

„Ja, es kommt in meiner Lebensgeschichte Vieles vor, was schmerzlich ist und was ich nicht erzählen kann.“

„Aber dennoch werden Sie einsehen, daß es mir sehr schwer werden wird, Ihnen beizustehen, wenn ich nicht weiß, wem ich diesen Beistand leiste. Ich möchte Sie in eine Stellung versetzen, welche von der, die Sie jetzt einnehmen, sehr verschieden ist; es wäre eine Thorheit von mir, wenn ich mich für eine Person interessiren wollte, deren Geschichte mir vollständig unbekannt ist.“

„Nun, dann verbannen Sie alle Gedanken an mich aus Ihrem Sinn und lassen Sie mich meinen eigenen Weg gehen,“ antwortete das Mädchen mit jenem ruhigen Stolz, der ihrer Schönheit einen so eigenthümlichen Reiz lieh. „Ich werde dieses Haus dankbar und zufrieden verlassen; ich habe nichts von Ihnen verlangt und es war auch nicht meine Absicht, etwas zu verlangen. Sie sind sehr gütig gegen mich gewesen und ich habe mich schon längst daran gewöhnt, Leute von Ihrem Stande theilnahmlos an mir vorübergehen zu sehen. Lassen Sie mich Ihnen für Ihre Güte danken und mich dann meinen Weg weiter ziehen.“

Mit diesen Worten erhob sie sich und drehte sich herum, wie um das Zimmer zu verlassen.

„Nein!“ rief Sir Oswald ungestüm, „ich kann Sie nicht gehen lassen. Ich muß Ihnen auf irgend eine Weise beistehen — selbst wenn Sie mir keinen

Aufschluß über Ihre Vergangenheit geben wollen, selbst wenn ich ganz im Dunkeln tappen muß."

„Sie sind zu gütig, Sir," entgegnete das Mädchen tief gerührt. „Bedenken Sie aber wohl, daß ich Ihre Hülfe nicht verlange. Meine Geschichte ist eine furchtbare. Ich habe durch die Verbrechen Anderer gelitten, mein eigenes Leben aber ist rein von Verbrechen und Schande. Ich habe unter Menschen gelebt, die ich verachtete, und mich so fern als möglich gehalten. Man hat mich wegen dieses Stolzes, wie man es nannte, verlacht, gehaßt und gemißhandelt, ich aber habe mich von der Verderbniß, die mich umgab, wenigstens unbefleckt erhalten. Wenn Sie dies glauben, wenn Sie mir Vertrauen schenken können und mir Ihre hülfreiche Hand bieten wollen, ohne mehr von mir zu wissen, als ich Ihnen selbst gesagt, so werde ich Ihren Beistand mit Stolz und Dank annehmen. Können Sie mir aber nicht glauben, nun dann lassen Sie mich meinen eigenen Weg gehen."

„Ich will Ihnen vertrauen," sagte der Baronet. „Ich will Ihnen, da es nicht anders geschehen kann, blindlings beistehen. Lassen Sie mich blos zwei oder drei Fragen an Sie richten, dann soll von weiterem Fragen zwischen uns keine Rede weiter sein."

„Ich bin bereit, jede Frage zu beantworten, deren Beantwortung mir überhaupt möglich ist."

„Wie heißen Sie?"

„Honoria Milford.“

„Wie alt sind Sie?“

„Achtzehn Jahre.“

„Wie kommt es, daß Ihre Sprache, Ihre Ausdrucksweise die einer Person ist, welche eine höhere Erziehung erhalten hat?“

„Ich bin nicht ganz ohne Bildung. Ein italienischer Priester, ein Cousin meiner armen Mutter, widmete mir während meines Aufenthalts in Florenz einige Sorgfalt. Er war ein sehr gelehrter Mann und unterrichtete mich in Vielem, was ein Mädchen von vierzehn oder fünfzehn Jahren sonst nur selten lernt. Sein Haus war in Tagen grausamen Elends meine Zuflucht, und sein Unterricht das einzige Glück meines Lebens. Und nun, Sir, bitte ich Sie, mich nicht weiter zu befragen.“

„Gut, ich will nichts weiter fragen. Ich glaube Ihnen.“

„Ich danke Ihnen, Sir, für Ihr edelmüthiges Vertrauen.“

„Und nun will ich Ihnen sagen, welche Pläne ich für Ihr künftiges Wohlergehen habe,“ fuhr Sir Oswald in freundlichem Tone fort. „Ich dachte darüber nach, während ich frühstückte. Sie haben eine prachtvolle Stimme, und auf diese Stimme müssen Sie Ihre Zukunft bauen. Lieben Sie die Musik?“

„Ja, ich liebe die Musik sehr.“

Die Worte des Mädchens waren sehr einfach, der Ton aber, mit welchem sie gesprochen wurden, der begeisterte Blick, welcher aus ihrem Auge leuchtete, überzeugte Sir Oswald, daß sie sehr für die Musik schwärmte.

„Spielen Sie Clavier?"

„Ein wenig; nach dem Gehör."

„Eine wissenschaftliche Kenntniß der Musik aber besitzen Sie nicht?"

„Nein."

„Dann haben Sie viel zu lernen, ehe Sie einen gewinnbringenden Gebrauch von Ihrer Stimme machen können. Und nun will ich Ihnen sagen, was ich thun werde. Ich werde sofort die geeigneten Schritte thun, um Sie in ein Pensionsinstitut ersten Ranges in London oder der Umgegend von London zu bringen. Dort werden Sie Ihre Ausbildung vervollständigen, von den besten Lehrern Unterricht in Gesang und Musik überhaupt erhalten und den größeren Theil Ihrer Zeit der Uebung Ihrer Stimme widmen. Man wird wissen, daß Sie sich zur Sängerin von Fach bilden sollen, und man wird Ihnen daher Ihr Studium auf alle mögliche Weise erleichtern. In diesem Etablissement werden Sie zwei Jahre bleiben, dann werde ich Sie noch zu irgend einer berühmten Sängerin in die Schule geben, damit Sie hier Ihre musikalische Ausbildung vollenden und die Fähigkeit erlangen, selbst öffentlich als Sängerin aufzutre-

ten. Alles Uebrige wird von Ihrem eigenen Fleiße und Ihrer Ausdauer abhängen."

„Ich müßte ein ganz unwürdiges Geschöpf sein, wenn ich nicht fleißiger wäre, als irgend eine Lernende jemals gewesen ist," rief Honoria. „O, Sir, wie soll ich Worte finden, um Ihnen zu danken!"

„Sie brauchen mir nicht zu danken. Ich bin ein reicher Mann und habe weder Weib noch Kind, an welche ich mein Geld verschwenden könnte. Wollen Sie übrigens gar keine Verbindlichkeit gegen mich haben, so können Sie mich, wenn Sie eine ausgezeichnete Sängerin geworden sind, ja wieder bezahlen."

„Ich werde mit angestrengtem Fleiß arbeiten, damit dieser Tag bald herbeikomme," antwortete das Mädchen im Tone der Aufrichtigkeit.

Sir Oswald hatte so leichthin gesprochen, um seine Schützlingin unbefangener zu machen. Er sah, daß ihr die Thränen in die Augen traten, und ging, um ihr Zeit zu geben, sich zu fassen, an's Fenster und sah einige Minuten auf den Marktplatz hinaus.

Dann nahm er wieder in seinem Lehnstuhl am Feuer Platz.

„Ich werde noch heute Nachmittag nach London zurückkehren, um die vorbereitenden Schritte zu thun, von welchen ich soeben sprach," sagte er. „Sie werden mittlerweile unter der Obhut der guten Mrs. Willet bleiben, die ich mit dem An-

kauf der nothwendigen Garderobe für Sie beauftragen werde. Sobald Sie in dieser Beziehung ausgestattet sind, kommen Sie sofort zu mir in mein Haus in Arlington-Street, und ich werde Sie dann selbst nach der Schule begleiten, die ich für Sie gewählt habe. Bedenken Sie, daß Sie vom heutigen Tage an ein neues Leben beginnen. Ach, à propos, noch eine Frage muß ich an Sie richten. Sie haben doch keine Verwandten, keine Bekannten aus früherer Zeit, von welchen sich befürchten ließe, daß sie Ihnen in Zukunft lästig werden könnten?"

„Nein. Ich habe keine Verwandten, welche wagen würden, sich mir zu nähern, und von anderem Umgang habe ich mich stets fern gehalten."

„Gut; dann liegt die Zukunft klar vor uns. Und nun können Sie zu Mrs. Willet zurückkehren. Ich werde sogleich mit ihr sprechen und alle Anordnungen in Bezug auf Ihre Bequemlichkeit und Pflege treffen."

Honoria verneigte sich gegen ihren Wohlthäter und verließ schweigend das Zimmer. Ihr Gang war der einer geborenen Aristokratin und von ihrem Geberdenspiel galt dasselbe. Sir Oswald schaute ihr, während sie aus dem Zimmer verschwand, bewundernd nach.

Die Wirthin des Hôtels zum „Stern" war sehr überrascht, als Sir Oswald Eversleigh sie ersuchte, die Straßensängerin eine Woche lang in

Pflege zu behalten und ihr eine einfache, aber vollständige Garderobe zu kaufen.

„Und nun,“ setzte Sir Oswald hinzu, „vertraue ich sie Ihnen auf eine Woche an, Mrs. Willet; nach Verlauf dieser Zeit wird, hoffe ich, ihre Garderobe fertig sein. Ich will Ihnen hier eine Anweisung auf fünfzig Pfund geben. Wenn das nicht langt, so können Sie mehr bekommen.“

„Ach, mein Himmel, Sir Oswald, für dieses Geld können wir ja das Mädchen herausstaffiren, wie eine Prinzessin,“ antwortete die Wirthin.

Dann, als sie sah, daß Sir Oswald ihr nichts mehr zu sagen hatte, machte sie einen tiefen Knix und entfernte sich.

Gegen Mittag fuhr der Wagen vor, und zehn Minuten nach Zwölf war der Baron wieder auf dem Wege nach London.

Er besuchte eine große Anzahl Pensionsschulen im Westend, bis er die fand, welche ihn in dieser Beziehung befriedigte. Wäre seine Schützlingin seine eigene Tochter oder seine Verlobte gewesen, so hätte er nicht kritischer zu Werke gehen können. Er wunderte sich über sich selbst, daß er so wählerisch war.

„Ich bin wie ein Kind mit einem neuen Spielzeug,“ dachte er und schämte sich fast des ungewöhnlichen Interesses, welches dieses unbekannte Mädchen ihm einflößte.

Endlich fand er ein Etablissement, welches ihm

gefiel. Es war ein stattliches altes Gebäude in Fulham, von prachtvollen Gartenanlagen umgeben und unter der Direction zweier unverheiratheter Schwestern stehend.

Es war ein durch und durch aristokratisches Institut, und die Damen, welche es dirigirten, verstanden die Vorzüge ihres Etablissements zu verwerthen. Sir Oswald ging auf die Bedingungen, welche die Misses Beaumont stellten, sofort ein und versprach, ihnen ihre künftige Schülerin noch vor Ablauf einer Woche zuzuführen.

„Die junge Dame ist wohl eine Verwandte von Ihnen, Sir Oswald?" fragte die ältere Miß Beaumont.

„Ja," antwortete der Baronet, eine weitläufige Verwandte."

Hätte er nicht mit dem Rücken gegen das Licht gestanden, so hätten die beiden Damen vielleicht, während er diese Worte sprach, eine dunkle Röthe sein Gesicht überziehen sehen. Noch niemals hatte er eine so vorsätzliche Unwahrheit gesprochen. Die Wahrheit aber zu sagen, scheute er sich.

„Aus Honoria's Manieren werden sie das Geheimniß nimmermehr errathen," dachte er. „Richtet man vielleicht deshalb Fragen an sie, so wird sie der Neugier auf angemessene Weise zu begegnen wissen."

An demselben Tage, wo die bestimmte Woche

um war, erschien Honoria Milford in Arlington-Street.

Sir Oswald befand sich in seinem Bibliothekzimmer und saß mit einem Buch in der Hand in seinem Lehnstuhl am Kaminfeuer, obschon er nicht im Stande war, seine Aufmerksamkeit auf den Inhalt des Buches zu richten.

So saß er, als die Thür sich öffnete und ein Diener meldete:

„Miß Milford!"

Sir Oswald erhob sich von seinem Stuhl und erblickte eine elegante junge Dame, welche mit anmuthiger Schüchternheit auf ihn zukam.

Sie war einfach in grauen Merino gekleidet und trug eine schwarzseidene Mantille und einen mit weißem Band ausgeputzten Strohhut.

Nichts konnte quäkermäßiger sein, als die Einfachheit dieses Costüms, und dennoch lag in der ganzen Erscheinung eine Eleganz, welche der Baronet nur selten übertroffen gesehen hatte.

„Sind Sie soeben erst in London angelangt?" fragte er.

„Ja, Sir Oswald. Ich bin in einer Droschke von dem Personenpostbureau hierher gefahren."

„Ich freue mich sehr, Sie zu sehen," fuhr der Baronet fort, indem er die Hand ausstreckte, welche Honoria leicht mit ihren beschuheten Fingern berührte. „Ich freue mich, Ihnen sagen zu können, daß ich für Sie einen Aufenthaltsort ausfindig

gemacht habe, der Ihnen, hoffe ich, gefallen wird."

„O," Sir Oswald, Sie sind zu gütig gegen mich. Nie werde ich Ihnen genug danken können."

„Nun, dann danken Sie mir lieber gar nicht. Glauben Sie mir, wenn ich Ihnen versichere, daß ich keinen Dank begehre. Ich habe nichts gethan, was dessen verdiente. Ein Impuls, der mächtiger ist als mein eigener Wille, hat mich Ihnen entgegengetrieben, und indem ich Ihnen als Freund beistehe, gebe ich blos einem Drange nach, dem ich nicht zu widerstehen vermag."

Honoria sah ihren Wohlthäter mit dem Ausdruck der Befremdung an und Sir Oswald deutete diesen Blick.

„Ja," sagte er, „Sie haben Grund, durch das, was ich Ihnen sage, sich befremdet zu fühlen. Ich wundere mich selbst darüber. Es liegt in dem Interesse, welches Sie mir eingeflößt haben, etwas Geheimnißvolles und Räthselhaftes."

Obschon der Baronet während der vergangenen Woche fast unaufhörlich an seinen Schützling gedacht, so hatte er sich doch nie die Frage vorgelegt, ob dieses seltsame Räthsel nicht vielleicht eine sehr einfache Lösung habe. Er hatte sich, mit anderen Worten, nicht gefragt, ob es möglich sei, daß ein Mann von fünfzig Jahren dem verhängnißvollen Fieber, welches man Liebe nennt, zum Opfer falle.

Er betrachtete das schöne Gesicht des Mädchens mit der Bewunderung, welche jeder Mann für vollkommene Schönheit empfindet, mit der ruhigen, reinen Ehrfurcht des Malers oder des Dichters — ohne die Möglichkeit vorauszusetzen, daß vielleicht der Tag nicht mehr fern sei, wo er dieses liebliche Antlitz mit verändertem, tieferem Gefühl betrachten würde.

„Kommen Sie mit in das Speisezimmer, Miß Milford," sagte er. „Ich erwartete Sie heute und habe demgemäß alle Vorbereitungen getroffen. Sie müssen von Ihrer Reise hungrig geworden sein, und da ich meinen Imbiß noch nicht zu mir genommen habe, so hoffe ich, daß Sie denselben theilen."

Honoria war damit einverstanden. Ihr Benehmen gegen ihren Wohlthäter war bezaubernd in seiner ruhigen Anmuth, nachgiebig ohne schmarotzerhaft zu sein — das Benehmen mehr einer Tochter als einer abhängigen Person.

Ehe sie das Bibliothekzimmer verließ, warf sie einen bewundernden Blick auf die Bücher, die Bronzestatuen und die Gemälde. Noch nie hatte sie ein so prachtvolles Gemach gesehen, und sie besaß jene angeborene Liebe zu schönen Gegenständen, welche das Attribut aller höheren, reichbegabten Naturen ist.

Der Baronet ließ seine Pflegetochter an der

einen Seite des Tisches Platz nehmen und setzte sich ihr dann gegenüber.

Es war dabei kein Diener zugegen. Sir Oswald bediente seinen Gast selbst. Er häufte Leckerbissen auf Honoria's Teller und füllte ihr ein Glas mit seltenem alten Wein; sie aß aber nur wenig und trinken konnte sie gar nichts. Die Neuheit ihrer gegenwärtigen Situation machte sie aufgeregt und befangen.

Während des ganzen Mahls richtete der Baronet keine Frage an sie. Er plauderte, als ob sie schon lange mit einander bekannt wären, erklärte ihr die Bedeutung und die Vorzüge der verschiedenen Gemälde und Statuen, die sie bewunderte, und freute sich, zu finden, daß ihre Intelligenz mit der seinigen stets auf gleicher Stufe stand.

„Sie ist ein wundervolles Wesen," dachte er, „eine unschätzbare Perle, die ich von der Straße aufgelesen."

Nach dem Imbiß ließ Sir Oswald seine Equipage vorfahren, und nach einer Weile sah Honoria Milford sich auf dem Wege nach ihrer neuen Heimath.

Das von den Misses Beaumont bewohnte große Haus hieß der Buchenhof. Es war früher der Wohnsitz eines Edelmanns gewesen, und die Gartenanlagen, die es umgaben, waren so umfangreich, wie man es in der Nähe der Hauptstadt selten findet. Jetzt würde man sie natürlich vergebens

suchen. Elende kleine Gassen und Terrassen bedecken jetzt den Boden, wo vor siebenundzwanzig Jahren majestätische alte Cedern vom Libanon ihre dunkeln Schatten auf den glatten Rasen warfen.

Honoria Milford war entzückt von der Schönheit ihres neuen Daheim. Dieses stattliche Haus, welches durch hohe alte Bäume vor dem Staub und Getöse der äußeren Welt geschützt ward, diese glatten Rasenplätze und sorgfältig gepflegten Blumenbeete mußten selbst ein an schöne Wohnplätze schon gewöhntes Auge erfreuen. Wie mußten sie daher der herumziehenden, freundlosen Sängerin erscheinen, die noch vor einer Woche in Bezug auf ihre Nachtruhe von der Möglichkeit abhing, eine leere Scheune zu finden!

Honoria betrachtete, als der Wagen sich diesem reizenden Asyl näherte, ihren Wohlthäter mit Blicken, welche von Thränen umdüstert wurden.

„Wenn ich Ihre Tochter wäre, so hätten Sie keinen besseren Ort wählen können, als diesen," sagte sie.

„Und ich bezweifle, daß ich, wenn Sie meine Tochter wären, ein innigeres Interesse an Ihrem Schicksal empfinden könnte, als ich jetzt fühle," antwortete Sir Oswald ruhig.

Miß Beaumont die Aeltere empfing ihre Schülerin mit ceremoniöser Freundlichkeit. Sie betrachtete sie dabei mit jenem scharf forschenden Blick, welcher dem Auge der Schulmeisterin zur Gewohnheit war; aber selbst die strengste Musterung würde

nicht im Stande gewesen sein, in Honoria's Haltung und Benehmen etwas Unschönes oder Gemeines zu entdecken.

„Die junge Dame ist ein bezauberndes Wesen,“ sagte Miß Beaumont in vertraulichem Tone zu dem Baronet, als dieser Abschied nahm. „Jeder muß sofort erkennen, daß sie eine Eversleigh ist. Ihr Wesen, ihre Züge sind so elegant, so patricisch. Ach, Sir Oswald, das gute alte Blut verleugnet sich nie!“

Der Baronet lächelte, als er der Schuldirectrice Lebewohl sagte. Er hatte Honoria gesagt, daß er aus Räthlichkeitsgründen sich genöthigt gesehen habe, sie für eine weitläufige Verwandte auszugeben, und es stand nicht zu fürchten, daß sie sich oder ihn durch unangemessene Zugeständnisse verrathen würde.

Als Sir Oswald wieder nach Hause fuhr, fühlte er sich gedrückt und düster gestimmt. Es war ihm, als hätte er, indem er sich von seinem Schützlinge trennte, etwas verloren, was für sein Glück nothwendig sei.

„Ich habe kaum ein halbes Dutzend Stunden in ihrer Gesellschaft verlebt,“ dachte er, „und dennoch beschäftigt sie mein Gemüth mehr als mein Neffe Reginald, welcher fünfzehn Jahre meines Lebens hindurch der Gegenstand so vieler Sorgen und Hoffnungen gewesen ist. Was soll das heißen? Wo finde ich den Schlüssel zu diesem Geheimniß?“

---

Fünftes Capitel.

## „Böses, sei Du mein Gutes.“

Reginald Eversleigh war schön, gebildet, angenehm — unwiderstehlich, wenn er wollte, sagten viele Leute; aber er war nicht reich mit jenen Geistesgaben ausgestattet, welche den Menschen auf eine hohe Stufe des Guten oder des Bösen stellen.

Er war schwach und wankelmüthig. In der einen Minute beherrschte ihn ein guter Einfluß, eine vorübergehende Anwandlung von Reue, Liebe oder Edelmuth; in der nächsten überließ er sich wieder seinem Egoismus und dachte blos an seinen eigenen Genuß.

Jeder ihm in intellectueller Beziehung überlegene Freund oder Bekannte konnte Einfluß auf ihn äußern, und er besaß einen solchen Freund in der Person eines jungen Arztes, Namens Victor Carrington, eines Mannes, der in gesellschaftlicher Beziehung tief unter Mr. Eversleigh

stand, dessen Tact und Talente aber ihn über seinen natürlichen Standpunkt emporgehoben hatten.

Der junge Arzt war ein schlanker Mann von elegantem Aussehen, mit blassem Gesicht und funkelnden schwarzen Augen.

Seine Erscheinung war eine durchaus fremdländische, und obschon sein Name ein echt englischer war, so war er doch ein halber Franzose, denn seine Mutter war in Bordeaux gebürtig. Diese verwittwete Mutter lebte jetzt bei ihm, war von ihm abhängig und ihm mit inniger Liebe zugethan.

In Folge einer zufälligen Begegnung in einer öffentlichen Billardstube entstand zwischen Victor Carrington und Reginald Eversleigh eine Bekanntschaft, welche sich bald zur Freundschaft entwickelte.

Die schwächere Natur war froh, eine stärkere zu finden, auf die sie sich stützen konnte. Reginald Eversleigh lud seinen neuen Freund zu sich ein — zu Champagnerfrühstücken, zu Soupers, die erst lange nach Mitternacht stattfanden, und zu Spielpartien, bei welchen große Summen verloren und gewonnen wurden. Die Verlierenden waren aber Victor Carrington und Reginald Eversleigh nie, und es gab Leute, welche behaupteten, Eversleigh sei, seitdem er Carrington's Bekanntschaft gemacht, beim Whist und jedem andern Spiele ein viel gefährlicherer Gegner, als er früher gewesen.

„Ich fürchte mich allemal vor Eversleigh, wenn dieser blasse Kerl, dieser Carrington, beim Whist sein Partner ist, oder sich beim Ecarté in der Nähe seines Stuhles umhertreibt," sagte einer der Officiere von Eversleigh's Regiment. „Nach meinem Dafürhalten ist dieser schwarzäugige Franzose der leibhaftige Mephistopheles. Nie sah ich ein Gesicht, welches meine Vorstellung vom Teufel so vollständig verwirklicht hätte."

Man lachte über diese Bemerkung des Officiers, dennoch aber gab es unter Mr. Eversleigh's Gästen wenige, welche an seinem neuen Bekannten Gefallen gefunden hätten, und sie hielten sich, nachdem sie zwei oder drei Abende in Mr. Carrington's Gesellschaft zugebracht, von der Wohnung des jungen Cornets gänzlich fern.

„Der Kerl ist zu gescheidt," sagte einer von Eversleigh's Kameraden, „und sehr gescheidte Leute sind fast allemal Spitzbuben. Ich respectire einen Mann, der in einer Sache groß ist — einen großen Arzt, einen großen Juristen, einen großen Soldaten — so ein Kerl aber, der Alles besser weiß als Andere, ist allemal ein Schurke."

Victor Carrington war der Einzige, welchem Reginald Eversleigh die wirkliche Geschichte seines Bruches mit seinem Onkel erzählte. Er that dies nicht, um ihm sein Vertrauen zu beweisen, denn die Geschichte war für ihn zu demüthigend, als daß er sie ohne Selbstüberwindung hätte erzählen

können; er that es blos deshalb, weil er den guten Rath eines Geistes bedurfte, welcher stärker war, als der seine.

„Es ist eine bittere Pille, die Aussicht auf vierzigtausend Pfund jährliches Einkommen mit einer Pension von ein paar Hundert vertauschen zu müssen; meinen Sie nicht auch, Carrington?" sagte Reginald, als er etwa vierzehn Tage nach der letzten Unterredung mit seinem Onkel mit dem jungen Arzte in seiner Wohnung beim Diner saß. „Habe ich nicht Recht, Carrington?"

„Allerdings, wenn der Fall wirklich einträte, so wäre es eine schlimme Geschichte," entgegnete der Arzt kaltblütig. „Es ist aber durchaus nicht unsere Absicht, uns von vierzigtausend auf zweihundert herabsetzen zu lassen. Der gute alte Onkel mag immerhin einmal den Geldbeutel fest zuschnüren, wir sind aber nicht gesonnen, ihn seinen Vorsatz durchführen zu lassen. Wir müssen die Sache ruhig nehmen und mit ein wenig Tact zu Werke gehen. Sie wünschen meinen guten Rath in dieser Angelegenheit zu hören, nicht wahr, mein lieber Reginald?"

„Ja!"

Der junge Arzt nannte seine Freunde stets bei ihrem Taufnamen, besonders wenn sie einem höheren Range angehörten, als er selbst. Hinter seinem ruhigen, anscheinend anspruchslosen Wesen lauerte ein Stolz, den nur Wenige verstanden,

und er hatte eine eigenthümliche Art und Weise, die Leute fühlen zu lassen, daß er sich in jeder Beziehung als ihres Gleichen, und in gewisser Hinsicht als ihnen überlegen betrachtete.

„Sie wünschen meinen Rath zu hören. Gut denn; mein Rath ist der, daß Sie den reuigen verlorenen Sohn spielen. Ihre Rolle ist, wenn Sie sich ein wenig zusammennehmen, durchaus nicht schwer zu spielen. Ihr Onkel hat Ihnen gerathen, zur Linie überzutreten. Anstatt aber dies zu thun, nehmen Sie lieber ganz den Abschied. Dies wird den Anschein eines klugen Streiches haben; Sie bekommen dadurch freie Hand, können Ihre Karten geschickt spielen und den guten Onkel scharf im Auge behalten."

„Wie? Ich sollte den Abschied nehmen!" rief Reginald. „Ich sollte aus der Armee treten! Ich habe geschworen, dies nie zu thun!"

„Nichtsdestoweniger werden Sie sich aber genöthigt sehen, es doch zu thun. Ihr Regiment ist ein zu kostspieliges für einen Mann, der außer seiner Gage nur über erbärmliche zweihundert Pfund jährlich zu verfügen hat. Ihre kleine Equipage würde schon dieses geringe Einkommen verschlingen, zur Deckung Ihrer Schneiderrechnuug würden abermals zweihundert Pfund nöthig sein, und wo wollen Sie dann Ihre Handschuhe, Ihre Blumenbouquets, Ihre Weine und Ihre Cigarren hernehmen? Borgen können Sie nicht immer; die

Kaufleute haben die lästige Gewohnheit, Geld zu verlangen, wären es auch blos dann und wann hundert Pfund auf Abschlag. Die Juden fangen schon an, Ihre Papiere mit argwöhnischen Augen zu betrachten. Die Kunde von Ihrer Veruneinigung mit Ihrem Onkel wird sehr bald ruchbar werden, und wo bleiben Sie dann? Billard und Karten sind in ihrer Art gut, aber man kann nicht davon leben, wenn man nicht ein Gauner von Profession werden will, und als Gauner hätten Sie niemals Aussicht, der Erbe von Raynham-Castle zu werden. Nein, mein lieber Reginald, Einschränkung ist die Parole. Sie müssen den Abschied nehmen, Ihr Patent verkaufen, sich ganz ruhig verhalten und Ihren Onkel überwachen."

„Was meinen Sie damit, daß ich meinen Onkel überwachen solle?" fragte Mr. Eversleigh verdrießlich.

Der Rath, den sein Freund ihm gab, war durchaus nicht nach seinem Geschmack. Er saß in mißlauniger Haltung da, hielt die Ellenbogen auf die Knie gestützt, neigte den Kopf vorwärts und stierte in das Feuer. Sein Wein stand unangerührt auf dem Tische neben ihm.

„Ich meine, daß Sie ihn scharf im Auge behalten müssen, damit er Ihnen nicht etwa einen Streich spiele," antwortete der Arzt gemächlich.

„Was für einen Streich könnte er mir denn spielen?"

„Nun, sehen Sie, wenn Jemand sich mit seinem Neffen veruneinigt, so wird er leicht desperat. Sir Oswald könnte auf den Einfall kommen, zu heirathen."

„Zu heirathen! Er, ein Mann von fünfzig Jahren!"

„Warum nicht? Es ist schon mehr als einmal der Fall dagewesen, daß ein Mann von fünfzig Jahren sich ebenso bis über die Ohren verliebt hat, wie ein jugendlicher Schwärmer von zwei- oder dreiundzwanzig. Sir Oswald wäre eine glänzende Partie und verlassen Sie sich darauf, daß es eine Menge schöne und vornehme Damen giebt, die sich mit Freuden Lady Eversleigh nennen würden. Befolgen Sie meinen Rath, lieber Reginald, und behalten Sie Ihren Onkel scharf im Auge."

„Er hieß mich aber ja aus dem Hause ziehen. Er hat jedes Band zwischen uns zerrissen."

„Dann müssen Sie es sich zur Aufgabe machen, in geheime Verbindung mit seiner Dienerschaft zu treten. „Er hat doch wohl einen vertrauten Diener?"

„Ja, er hat einen Kammerdiener Namens Millard, dem er so weit traut, als er dies mit einem Untergebenen überhaupt thut. Dabei aber

ist er nicht der Mann, der mit seinen Dienstleuten plaudert."

„Das mag wohl sein, Dienstleute haben aber eine eigene Manier, zu erfahren, was sie wissen wollen, und verlassen Sie sich darauf, Mr. Millard weiß von den Angelegenheiten Ihres Onkels mehr, als diesem, wenn er wüßte, lieb sein würde. Dieses treuen Millard müssen wir uns versichern."

„Er ist aber wirklich sehr treu — die verkörperte Ehrlichkeit, ein wahres Muster von Treue."

„Hm!" murmelte der junge Arzt. „Haben Sie jemals versucht, ob dieses Muster von Treue und Ehrlichkeit der Bestechung zugänglich ist?"

„Nein, niemals."

„Dann können Sie auch nicht urtheilen. Bedenken Sie wohl, was Sir Robert Walpole sagte: Jeder Mensch hat seinen Preis. Wir müssen ermitteln, welchen Preis Mr. Millard hat."

„Sie sind ein wunderbar kluger Kopf, Carrington!"

„Meinen Sie? Meine Klugheit besteht einfach darin, daß ich die Augen immer offen halte, während Andere mit halbgeschlossenen Augen durch die Welt wandeln. Ich habe eine gute Schule durchgemacht und bin vielleicht kein zu ungelehriger Schüler gewesen."

„Was für eine Schule meinen Sie?"

„Die Schule der Armuth. Das ist die Erziehung, welche den Verstand des Menschen schärft. Mein Vater war ein Wüstling und ein Spieler, und ich wußte frühzeitig, daß ich nichts von ihm zu hoffen hatte. Ich habe mir in der Welt selbst forthelfen müssen, und wenn ich bis jetzt noch nicht weit gekommen bin, so liegt der Grund darin, daß ich mit furchtbaren Hindernissen zu kämpfen gehabt habe."

„Ich wundere mich, daß Sie noch nicht angefangen haben, zu prakticiren," sagte Mr. Eversleigh. „Sie haben ausstudirt und Ihr Examen gemacht. Worauf warten Sie noch?"

„Ich warte auf eine günstige Gelegenheit, antwortete Victor. „In der gewöhnlichen Weise anzufangen, wo der Mensch zwanzig Jahre braucht, ehe er etwas vor sich bringt, daran liegt mir durchaus nichts. Ich habe meinen Studien eifrig obgelegen und bin in der Chemie ebenso bewandert, wie in der Heilkunde. Meine Mittel gestatten mir, die Gelegenheit abzuwarten. Durch Lieferungen von Beiträgen für medicinische Journale verdiene ich mir einige Pfund wöchentlich, und davon, in Verbindung mit dem Gewinn, den mir das Kartenspiel regelmäßig einträgt, kann ich recht wohl die Kosten des einfachen Haushaltes bestreiten, den ich und meine Mutter führen. Dabei bin ich völlig frei und mein eigener Herr, und glauben Sie mir, lieber Reginald, daß

nichts kostbarer und werthvoller ist, als die Freiheit."

„Und Sie wollen mich, trotzdem ich jetzt im Peche sitze, nicht verlassen, nicht wahr, lieber Freund?"

„Nein, Reginald, so lange noch für Sie die Möglichkeit vorhanden ist, vierzigtausend Pfund Einkünfte zu erwerben, werde ich Sie nicht verlassen," antwortete der junge Arzt lachend.

Seine kleinen schwarzen Augen funkelten, indem er dies sagte. Reginald betrachtete ihn mit einem Gefühl, welches fast an Furcht grenzte.

„Was für ein Mensch Sie sind, Carrington!" rief er. „Sie machen gar nicht einmal Anspruch darauf, ein Herz zu besitzen."

„Ein Herz ist ein Luxus, den ein armer Mann sich nicht gestatten kann," antwortete Carrington mit vollkommener Kaltblütigkeit. „Eben so gut könnte ich mir einfallen lassen, mir Equipage zu halten, als menschenfreundlichen Gefühlen und sogenannten edeln Regungen Raum zu geben. Ich muß mich in der Welt emporarbeiten, Mr. Eversleigh, und muß neben den Interessen meiner Freunde auch die meinigen im Auge behalten. Sie sehen, daß ich kein Heuchler bin. Deswegen aber brauchen Sie nicht ängstlich zu sein, lieber Freund. Ich werde Ihnen beistehen, und Sie werden mir beistehen, und es müßte hart hergehen, wenn Sie nicht, ehe ein Jahr um ist,

wieder fest in der Gunst Ihres Onkels säßen. Sie müssen aber Geduld haben. Unser Werk wird langsam von statten gehen, denn wir müssen unterirdisch und im Dunkeln arbeiten. Wenn Sir Oswald noch in Arlington-Street ist, so soll es morgen meine Aufgabe sein, mit Mr. Millard zu sprechen."

* * *

Sir Oswald Eversleigh hatte Arlington-Street noch nicht verlassen, und in der Dämmerung des nächstfolgenden Abends erschien Mr. Carrington an der Thür des Hauses des Baronets und verlangte Mr. Millard, den Kammerdiener, zu sprechen.

Victor Carrington hatte den Onkel seines Freundes nie gesehen, und war daher sicher, nicht erkannt zu werden. Er hatte zu seinem Besuch die Stunde gewählt, wo der Baronet zu diniren pflegte, denn er wußte, daß der Kammerdiener während dieser Zeit keinen Dienst hatte. Er schickte Mr. Millard seine Karte, auf welche er mit Bleistift die Bitte um eine Unterredung in einer dringenden Angelegenheit geschrieben hatte.

Millard kam sofort in die Vorhalle, um zu sehen, wer ihn zu sprechen wünsche, und bat Mr. Carrington, mit ihm in ein kleines Zimmer zu treten, dessen sich die oberen Diener gewöhnlich zu derartigen Zwecken zu bedienen pflegten.

Der junge Arzt war in jeder Wissenschaft bewandert, durch welche der Mensch sich die Herzen und Sinne seiner Mitmenschen erkaufen kann. Er las in dem Gesicht des Kammerdieners wie in einem offenen Buche. Er sah, daß dieser Mann schwach, unentschlossen, so ziemlich ehrlich, aber der Versuchung zugänglich war. Mr. Millard stand in mittleren Lebensjahren, hatte hellblondes Haar, ein blasses Gesicht und hellgrünlichgraue Augen.

„Schwach," dachte Mr. Carrington, indem er das Gesicht dieses Mannes musterte, „habgierig und geizig. Ja, ja; mit diesem Mr. Millard können wir machen, was wir wollen."

Er sagte dem Kammerdiener, es sei Reginald Eversleigh's intimster Freund und mache seinen gegenwärtigen Besuch gänzlich ohne dessen Vorwissen. Dann sprach er ein Langes und Breites über Mr. Eversleigh's Kummer und Verzweiflung.

„Er ist aber sehr stolz," setzte er hinzu, „zu stolz, um sich diesem Hause direct oder indirect zu nähern. Die unerwartete Weise, wie sein Onkel ihn so gänzlich verstoßen, hat ihn furchtbar erschüttert. Ich bin Arzt, Mr. Millard, und ich versichere Ihnen, daß ich während der letztvergangenen vierzehn Tage fast für den Verstand meines Freundes gefürchtet habe. Ich nahm mir deshalb vor, einen verzweifelten Schritt zu thun — einen Schritt,

welchen Reginald Eversleigh, wenn er etwas davon erführe, mir niemals verzeihen würde. Ich beschloß, hierher zu gehen und wo möglich zu ermitteln, wie Sir Oswald wirklich gegen den Neffen gesinnt ist. Glauben Sie, daß Hoffnung auf eine Aussöhnung vorhanden sei?"

„Ich fürchte, daß dies nicht der Fall ist."

„Das ist schlimm," sagte Victor, „sehr schlimm. Es steht ein großes Besitzthum auf dem Spiele, und es wäre zu beklagen, wenn dasselbe in fremde Hände überginge. Ganz besonders schlimm wäre das für alte Diener, denn auf diese nimmt ein neuer, fremder Besitzer in der Regel nicht die mindeste Rücksicht. Noch schlimmer aber wäre es für alle Betheiligte, wenn Sir Oswald auf den Einfall käme, sich zu vermählen."

Der Kammerdiener machte ein ernsthaftes Gesicht.

„Wenn Sie mir so etwas vor vierzehn Tagen gesagt hätten," entgegnete er, „so würde ich gesagt haben, es sei unmöglich, jetzt aber —"

„Nun, was sagen Sie jetzt?"

„Sie sind ein Gentleman, Sir, und wissen folglich ein Geheimniß zu bewahren. Deshalb erkläre ich Ihnen offen, daß nach dem, was ich in den letzten vierzehn Tagen gesehen, ich mich über nichts, was mein Herr thun könnte, mehr wundern würde."

Dies war für Victor Carrington genug gesagt,

und er verließ Arlington-Street nicht eher, als bis er dem Kammerdiener die ganze Geschichte von der Art und Weise, wie der Baronet sich der wandernden Sängerin angenommen, abgepreßt hatte.

Sechstes Capitel.

## Der „alte Robin Gray".

Ein Jahr und einige Monate waren vergangen, und die Sommersonne schien auf die Wälder herab, welche Raynham-Castle umgaben.

Dieses Schloß bestand aus einer Anzahl von durch die Hand der Zeit geschwärzten Gebäuden. An dem einen Ende ragten runde, dräuende normannische Thürme empor, und an dem andern zeigte sich in Fenster und Thorweg, Thurm und Söller der minder schwerfällige Stil eines gothischen Zeitalters.

Der mittlere Theil war in der Zeit Heinrich's VIII. umgebaut worden, und eine lange Reihe stattlicher Tudor-Fenster ging auf die breite Terrasse, jenseits welcher sich der Garten bis an den Park hinabzog.

In der Mitte dieser langen Façade befand sich ein Thorweg, der in ein steinernes Viereck führte, wo eine Fontaine ununterbrochen in einem marmornen Becken spielte.

Dies war Raynham-Castle, und alle Wälder und Wiesen, so weit das Auge reichte und noch weit über den Bereich des menschlichen Auges hinaus, gehörten zu diesem Schlosse. Dies war die herrliche Besitzung, als deren Erbe Reginald Eversleigh betrachtet war und das er durch seine eigene Schuld verscherzt hatte.

Es war nicht zu verwundern, wenn Reginald Eversleigh diesen Verlust bitter und schmerzlich fühlte. Er hatte sich jetzt gänzlich in die Hände seines Freundes und Rathgebers Victor Carrington gegeben. Er hatte seinen Abschied aus dem Militärdienst genommen und eine bescheidene Wohnung in einer kleinen Straße im Westend von London bezogen.

Hier hatte er dem Rath seines Freundes gemäß ruhig zu leben versucht, leider aber war er der Sclave seiner eigenen Thorheiten und Laster in zu hohem Grade, als daß er eine ruhige Existenz hätte ertragen können.

Der Verkauf seines Officierpatents hatte ihn für den Augenblick reich gemacht, und so lange er Geld hatte, trieb er es auf die alte Weise. Er wettete, spielte Billard und besuchte die aristokratischen Tempel der Schwelgerei und Ausschweifung. Dennoch aber benahm er sich doch ein wenig vorsichtiger, als er früher gethan, und ließ sich von seinem klugen Bundesgenossen und Rathgeber im Zaume halten.

„Amüsiren Sie sich, so viel Sie wollen, mein lieber Reginald," sagte Victor Carrington; „sorgen Sie aber dafür, daß Ihre kleinen Thorheiten Ihrem Onkel nicht zu Ohren kommen. Vergessen Sie nicht, ich rechne darauf, daß Sie, ehe ein Jahr um ist, mit ihm wieder ausgesöhnt sind."

„Nein, davon kann keine Rede sein," antwortete Mr. Eversleigh im Tone dumpfer Verzweiflung. „Ich bin vollständig zu Grunde gerichtet, Carrington. Es kann nichts nützen, die Wahrheit nicht sehen zu wollen. Ich bin ein Bettler für meine ganze Lebenszeit, und je eher ich mich von der Brücke in's Wasser stürze und meiner elenden Existenz ein Ende mache, desto besser wird es für mich sein. Nach Millard's Mittheilungen wird die Verblendung meines Onkels für diese Straßensängerin immer toller. Es vergeht keine Woche, ohne daß er die Schule besuchte, wo die junge Abenteurerin ihre Ausbildung beendet. Es läßt sich mit Bestimmtheit erwarten, daß er sie dann heirathet, und die ehemalige Bänkelsängerin wird Lady Eversleigh."

„Und wenn sie Mylady Eversleigh ist, so muß es unsere Aufgabe sein, zwischen sie und den Besitz der Herrschaft Eversleigh zu treten," antwortete Victor ruhig. „Ich sagte Ihnen allerdings, daß die Heirath Ihres Onkels ein schlimmes Ding für Sie sein würde, nie aber habe ich gesagt, daß dadurch Ihre Aussicht auf die Erb=

schaft vernichtet würde. Nach dem, was Millard uns sagt, läßt sich freilich nicht bezweifeln, daß Sir Oswald ein Narr sein und dieses Mädchen heirathen werde. Thut er dies, so müssen wir dann auf Mittel sinnen, ihn abzuhalten, daß er ihr sein Vermögen vermache. Wenn ein Mann von fünfzig Jahren ein Mädchen von achtzehn heirathet, so tritt in der Regel leicht der Fall ein, daß er seine Thorheit bereuet, und wir müssen dafür sorgen, daß Ihr Onkel diese Reue sehr bald, nachdem er den verhängnißvollen Schritt gethan, empfindet."

„Ich verstehe Sie nicht, Carrington."

„Mein lieber Eversleigh, Sie verstehen mich sehr selten," antwortete der junge Arzt in jenem halb verächtlichen Ton, in welchem er mit seinem Freunde zu sprechen pflegte. „Darauf kommt aber durchaus nichts an. Thun Sie blos, was ich sage, und überlassen Sie das Andere mir. Wenn mein Witz mich nicht ganz verläßt, so werden Sie noch Herr von Raynham-Castle."

*
* *

Ein Jahr war vergangen, welches Sir Oswald theils in Raynham-Castle, theils in Arlington-Street verlebt, und während dessen er im „Buchenhof" mehr Besuche abgestattet, als er zählen konnte.

Bei diesen Besuchen sah er seine Schützlingin

allemal nur auf eine Viertelstunde, während die steife Miß Beaumont zusah und ihre Schülerin und den freigebigen Gönner, der für den Unterricht dieser Schülerin so gut bezahlte, würdevoll anlächelte.

Dabei sprach sie sich über Honoria allemal sehr lobend aus und erklärte, es sei ihr noch nie so glückliche Verschmelzung von Talent und Fleiß vorgekommen.

Zuweilen bat Sir Oswald seine Schutzbefohlene, ihm etwas vorzusingen, und Honoria setzte sich dann sofort an das Piano, über dessen Tasten ihre weißen Finger schon vollkommene Herrschaft erlangt zu haben schienen.

Die helle, volle Sopranstimme hatte, seitdem Sir Oswald sie auf dem vom Mond beleuchteten Marktplatze gehört, an Kraft noch gewonnen und in der Kunst des schulgerechten Vortrags machte Honoria mit jedem Tage neue Fortschritte. Der italienische Gesanglehrer sprach von seiner Schülerin mit förmlichem Entzücken und erklärte, er habe noch kein schöneres Organ mit mehr Talent gepaart kennen gelernt. Miß Milford, setzte er hinzu, könne, wenn ihre musikalische Ausbildung vollendet wäre und sie dann öffentlich auftrete, nicht verfehlen, die ungeheuerste Sensation zu machen.

Da aber wieder das Jahr sich seinem Ende näherte, sprach Sir Oswald Eversleigh von der

öffentlichen Carrière, für welche er seine Schützlingin bestimmt, immer weniger und weniger. Er erinnerte sie nicht mehr daran, daß ihr künftiges Wohlergehen von ihrem eigenen Fleiß abhinge. Er sprach nicht mehr in enthusiastischen Ausdrücken von der glänzenden Laufbahn, welche ihr offen stünde. Sein Benehmen war gänzlich verändert, und wenn Miß Beaumont oder Honoria selbst eine Anspielung in dieser Beziehung fallen ließen, so verhielt er sich in der Regel ernst und schweigend.

„Wissen Sie, meine liebe Miß Milford," sagte die Directrice eines Tags zu ihrer Zöglingin, „ich bin geneigt zu glauben, daß Sir Oswald Eversleigh in Bezug auf Ihre Zukunft sich anders besonnen und daß er jetzt nicht mehr die Absicht hat, Sie Opernsängerin werden zu lassen."

„Ich glaube, Sie irren sehr, meine werthe Miß Beaumont," antwortete Honoria. „Meine Ausbildung kostet ja bedeutende Summen, und diese wären, wenn ich den Gesang nicht zu meinem Beruf und Erwerb machen wollte, rein weggeworfen. Und übrigens, was hätte ich von der Zukunft sonst zu erwarten?"

„Es mag sein, daß ich mich irre," entgegnete Miß Beaumont, „gleichwohl aber kann ich mich nicht des Gedankens erwehren, daß Sir Oswald sich anders besonnen hätte."

Die Zeit verging und Honoria befand sich seit

nun fünfzehn Monaten im „Buchenhof". Sie hatte während dieser Zeit viel gelernt, und auch ihre körperliche Schönheit hatte sich in der Ruhe und Stille dieses behaglichen Aufenthalts zu frischem Glanz entwickelt.

Ihre Mitschülerinnen hatten sie gern, dennoch aber hatte sie sich mit keiner derselben auf freundschaftlichen oder vertrauten Fuß gestellt. Die schwarzen Geheimnisse ihrer Vergangenheit hielten sie davon zurück.

An einem schönen Juninachmittag fuhr Sir Oswald's Equipage wieder einmal an den Fenstern des Schulzimmers vorüber.

„Besuch für Miß Milford!" riefen die Schülerinnen, die in der Nähe des Fensters saßen, als sie die elegante Equipage erkannten.

Honoria erhob sich von ihrem Pulte, in der Erwartung, daß sie bald abgerufen werden würde.

Dies war auch der Fall, als sie aber in den Salon trat, fand sie Sir Oswald Eversleigh allein darin. Es war das erste Mal, daß Miß Beaumont nicht zugleich mit gegenwärtig war.

Der Baronet erhob sich und ergriff die Hand, welche Honoria ihm entgegenstreckte.

„Ich bin allein, wie Sie sehen, Honoria," sagte er. „Ich sagte Miß Beaumont, daß ich etwas Wichtiges mit Ihnen zu besprechen hätte, und sie verließ mich."

„Etwas Wichtiges," wiederholte Honoria, in=

dem sie ihren Gönner überrascht ansah. „O, ich glaube, ich kann errathen, was Sie sagen wollen," setzte sie dann hinzu. „Meine musikalische Ausbildung ist nun so weit gediehen, daß ich auf der Bahn, die ich Ihrem Wunsche gemäß betreten soll, einen neuen Schritt thun kann."

„Nein, Honoria, da irren Sie sich," antwortete der Baronet in ernstem Tone. „Ich stehe vielmehr im Begriff, Sie zu bitten, jeden Gedanken, Ihr Talent auf diese Weise zu verwerthen, vollständig aufzugeben."

Honoria sah den Baronet verwundert an, ehe sie aber noch etwas entgegnen konnte, fuhr er fort:

„Wollen Sie mit mir in den Garten gehen? In der Buchenallee ist es herrlich kühl, und ich glaube, ich werde dort besser als hier im Zimmer im Stande sein, mich auszusprechen. Jedenfalls sind wir dort besser vor Störung gesichert."

Honoria verließ mit dem Baronet den Salon und ging mit ihm über den sammetglatten Rasenplatz hinweg nach der Buchenallee.

In ihr angelangt, hob der Baron, nachdem er eine Weile geschwiegen, an:

„Honoria, wenn Sie wüßten, mit welchen Zweifeln, mit welcher Unentschlossenheit ich gekämpft, ehe ich heute hierher gekommen bin, so würden Sie mich bemitleiden. Indeß ich bin nun einmal da und muß, wenn ich überhaupt spreche,

dies ganz offen thun. — Lange Zeit versuchte ich zu glauben, daß mein Antheil an ihrem Schicksal nur der natürliche Impuls eines mitleidigen Herzens und der Bewunderung eines ungewöhnlichen Talents sei. Dies versuchte ich zu glauben, und ich handelte mit der kalten, berechnenden Klugheit eines Weltmannes, der Ihnen die Bahn andeutete, auf welcher Sie Ruhm und Gewinn ernten könnten, und als ich Ihnen die Mittel gewährte, sich auf die Bahn vorzubereiten. Das vergangene Jahr hatte ich eigentlich auf dem Continente zu verleben beabsichtigt, und erwartete Sie erst nach Verlauf dieser Zeit wiederzusehen. Der seltsame Einfluß aber, welcher sich gleich im ersten Augenblick unserer Begegnung meiner bemächtigt, ward mit jedem Tage stärker. Ohne es zu wollen, dachte ich an Sie; ohne es zu wollen, kam ich immer und immer wieder hierher, um, wenn auch nur auf einige kurze Augenblicke, Ihr Gesicht zu sehen, Ihre Stimme zu hören, und dann wieder in die Welt hinaus zu gehen, um dieselbe in Folge des Gegensatzes zum Glanz Ihrer Schönheit immer finsterer und kälter zu finden. Der Gedanke, daß Sie eine öffentliche Sängerin werden sollten, ward mir nachgerade verhaßt, und ich schauderte bei dem Gedanken an Ihre künftigen Triumphe, denn diese müßten uns ohne Zweifel auf immer trennen. Doch warum soll ich diese Umwandlung meiner Gefühle weiter ausmalen? Sie müssen schon das Geheimniß

meines Herzens errathen haben. Sagen Sie mir, daß Sie mich nicht verachten!"

„Wie! Ich sollte Sie verachten, Sir Oswald? Sie, den besten, den edelmüthigsten aller Menschen! Wie können Sie glauben, daß ich Ihre trefflichen Eigenschaften nicht von ganzem Herzen bewundere und verehre?"

„Aber, Honoria, ich verlange noch etwas mehr als Achtung. Erinnern Sie sich noch der Nacht, wo ich Sie zum ersten Mal auf freier Straße singen hörte?"

„Wie könnte ich jener Nacht vergessen, in welcher Sie mein Retter wurden, Sir Oswald!" rief Honoria.

„Und erinnern Sie sich noch des Liedes, welches Sie sangen — des letzten, welches Sie je auf offener Straße sangen?"

Honoria schwieg eine Weile, dann sagte sie:

„Meine Gedanken waren in jener Nacht fast verworren. Ich fühlte mich so über alle Maßen elend. Doch halt, jetzt besinne ich mich. Ich sang das Lied von dem alten Robin Gray."

„Ja, Honoria, Sie sangen die Geschichte der Liebe eines alten Mannes zu einem Mädchen, welches jung genug war, um seine Tochter sein zu können. Ich saß an meinem einsamen Kaminfeuer und brütete über dem Ereigniß des vergangenen Tages, der für mich ein sehr trauriger gewesen, als die ergreifenden Töne Ihres Ge-

sanges an mein Ohr schlugen und mich aus meinem Hinbrüten aufrüttelten. Ich horchte auf jede Note jenes alten Volksliedes. Obschon der Text desselben mir längst wohlbekannt war, so erschien er mir doch in dieser Nacht neu und seltsam. Ein unwiderstehlicher Drang führte mich nach der Stelle, wo Sie in Ihrer Hülflosigkeit niedergesunken waren. Von dieser Stunde an bis jetzt sind Sie der herrschende Einfluß meines Lebens gewesen. Ich habe Sie mit einer Hingabe geliebt, deren nur wenige Männer fähig sind. Sagen Sie mir, Honoria, habe ich vergebens geliebt? Das Glück meines Lebens zittert in der Wagschale. An Ihnen ist es, zu entscheiden, ob mein Dasein mir hinfort werthlos, oder ob ich der stolzeste und glücklichste aller Menschen sein soll."

„Würde meine Liebe Sie glücklich machen, Sir Oswald?"

„Unaussprechlich glücklich."

„Dann gehört sie Ihnen."

„Sie lieben mich trotz des Unterschieds der Jahre?"

„Ja, Sir Oswald, ich ehre und liebe Sie von ganzem Herzen," antwortete Honoria. „Welcher Mann wäre meiner Liebe würdiger als Sie? Was habe ich von der ersten Stunde an, wo mein Schutzengel mich Ihnen in den Weg führte, von Ihnen Anderes gesehen und erfahren, als Beweise von Seelenadel und Hochherzigkeit? Ist es des-

halb zu verwundern, wenn meine Dankbarkeit zur Liebe gereift ist?"

„Honoria," murmelte Sir Oswald, indem er sich über sie neigte und seine Lippen sanft auf die reine Stirn drückte, „Sie machen mich zu glücklich. Ich kann kaum glauben, daß dieses Glück nicht ein Traum sei."

Er führte sie nach dem Hof zurück. Selbst in diesem Augenblick berauschenden Glücks mußte er an Miß Beaumont denken, welche ohne Zweifel irgendwo auf der Lauer stand.

Sie befand sich jetzt im Salon und wunderte sich nicht wenig über die lange Dauer der Unterredung zwischen Sir Oswald und ihrer Schülerin.

„Sie haben sich ein wenig in unseren Gartenanlagen umgesehen, wie ich bemerke, Sir Oswald," sagte sie, als die Beiden wieder eintraten. „Es ist sonst nicht gebräuchlich, daß ein Herr und eine Schülerin mit einander allein im Garten promeniren, bei einem Herrn von Ihren Jahren kann aber wohl einmal eine Ausnahme von der Regel gemacht werden."

Der Baronet verneigte sich steif. Ein Mann von fünfzig Jahren läßt sich nicht gern an sein Alter erinnern, besonders nicht in dem Augenblicke, wo er das Jawort eines neunzehnjährigen Mädchens erlangt hat.

„Ich habe," entgegnete er, nachdem er einige Augenblicke geschwiegen, „heute vielleicht zum letz-

ten Mal Gelegenheit gehabt, Ihre Gartenanlagen zu bewundern, Miß Beaumont, denn ich beabsichtige Ihre Schülerin sehr bald von hier wegzunehmen."

„So!" rief die Directorin, vor unterdrückter Entrüstung erröthend. „Ich sollte meinen, Miß Milford könnte unmöglich Grund haben, sich in irgend einer Weise zu beklagen. Sie hat vielmehr ganz besondere Vorrechte hier genossen — ein apartes Schlafzimmer, silberne Gabeln und Löffel u. s. w. — und wenn sie sich wirklich über etwas beschwert hat, so hat sie dadurch bewiesen, daß es ihr an Dankgefühl mangelt."

„Sie irren sich, Miß Beaumont. Miß Milford hat sich mit keinem Wort über Sie beschwert. Im Gegentheil, ich bin überzeugt, daß sie sich in Ihrem Institut vollkommen glücklich gefühlt hat; Veränderungen kommen aber alle Tage vor, und in meinem Leben und dem Miß Milford's wird, wie ich hoffe, bald eine sehr wichtige Veränderung vorgehen. Als ich sie zu Ihnen brachte, fragten Sie mich, ob sie eine Verwandte von mir wäre, und ich antwortete Ihnen, sie sei allerdings weitläufig mit mir verwandt. Jetzt hoffe ich bald sagen zu können, daß diese weitläufige Verwandtschaft sich in eine sehr nahe verwandelt hat, oder mit anderen Worten, ich hoffe Honoria Milford bald meine Gattin zu nennen."

Miß Beaumont's Erstaunen war natürlich kein

geringes, doch fand sie es dem guten Tone nicht angemessen, es durch ein äußeres Anzeichen zu erkennen zu geben.

Sir Oswald fuhr hierauf fort, ihr zu sagen, da Miß Milford weder Eltern noch sonst nahe Verwandte mehr habe, so wünsche er sie aus dem „Buchenhof" unmittelbar in die Kirche zu führen, wo er sich mit ihr vermählen werde.

Dann bat er Miß Beaumont, ihm bei den hierauf bezüglichen Arrangements ihren Beistand zu leihen.

Miß Beaumont besaß unter dem Eise eines übertriebenen Anstandsgefühls ein wirklich gutes Herz, und sie freute sich bei dem Gedanken, eine echte Liebesheirath zu Stande bringen zu helfen.

Sir Oswald erklärte, das es ihm lieb sein werde, wenn die Vermählung möglichst bald stattfände, und Honoria, welche gewohnt war, ihm in allen Dingen zu gehorchen, erhob keine Einwendung.

Abermals schrieb Sir Oswald eine Anweisung zum Ankaufe nöthiger Garderobe für seine Schützlingin, und Miß Beaumont freute sich nicht wenig, als sie bedachte, welches Ansehen ihr die Verwendung einer so bedeutenden Summe in gewissen fashionablen Kaufläden und Modemagazinen geben würde, wo sie ihre Einkäufe für ihre Schülerinnen zu machen pflegte und wo sie bereits als eine Person von Bedeutung betrachtet ward.

Es war gerade die Zeit der Ferien im „Buchenhof" und fast alle Schülerinnen waren abwesend. Miß Beaumont sah sich dadurch in den Stand gesetzt, die nächstfolgenden vierzehn Tage der für sie so höchst angenehmen Aufgabe zu widmen, fast jeden Tag mit Honoria in die Stadt zu fahren, Stoffe auszuwählen und lange Conferenzen mit Putz- und Kleidermacherinnen abzuhalten.

Sir Oswald wünschte, daß die Vermählung ohne alles Aufsehen vollzogen würde. Wen hätte er auch zum Zeugen seiner ehelichen Verbindung mit einer namen- und freundlosen Braut einladen können? Miß Beaumont war die einzige Person, welcher er Vertrauen schenken konnte, und selbst diese hatte er getäuscht, denn sie glaubte wirklich, Honoria sei eine weitläufige arme Verwandte von ihm.

In den ersten Tagen des Juli fand die Vermählung statt. Alle Vorbereitungen dazu waren so in aller Stille getroffen worden, daß selbst der Scharfsinn des wachsamen Millard dadurch getäuscht ward. Wohl hatte er bemerkt, daß der Baronet mehr als gewöhnlich beschäftigt und auch besserer Laune war, als dies sonst der Fall zu sein pflegte; den Grund davon aber konnte er nicht entdecken.

„Es ist etwas im Werke," sagte er zu Victor Carrington; „was es aber ist, das weiß ich nicht.

Höchst wahrscheinlich dreht es sich um die junge Dame. Noch nie hat mein Herr so wohl und so glücklich ausgesehen. Es ist, als ob er alle Tage jünger würde."

„Ich sagte Ihnen gleich, daß ich auf immer ruinirt sei, Victor," sagte Reginald Eversleigh, als sein Freund ihm dies mittheilte. „Mein Onkel wird diese Person heirathen."

Erst am Tage vor dem zu seiner Vermählung bestimmten sagte Sir Oswald Eversleigh beim Ankleiden zum Diner zu seinem Kammerdiener:

„Du wirst dafür sorgen, Millard, daß bis morgen Nachmittag zwei Uhr meine Reisekoffer gepackt sind, und Dich bereit halten, mich zu begleiten. Ich werde um drei Uhr mit Postpferden von einem Hause in Fulham abfahren, und Du mußt Dich also mit dem Gepäck um zwei Uhr von hier aus auf den Weg machen."

„Reisen Sie in's Ausland, Sir?"

„Nein, ich reise blos auf einige Wochen nach Nordwales, aber nicht allein. Ich werde mich morgen Vormittag vermählen, Millard, und Lady Eversleigh wird mich begleiten."

So viel auch über die Wahrscheinlichkeit dieser Heirath unter der Dienerschaft des Baronets gesprochen wurde, so ward Joseph Millard doch durch diese Mittheilung nicht wenig überrascht.

Nichts ist alten Dienern unwillkommener, als die Verheirathung eines Gebieters, der lange als

Junggesell gelebt hat. Mag die Braut noch so schön und vornehm sein, so wird sie als eine Eindringlin betrachtet. Ist sie aber, wie in dem gegenwärtigen Falle, arm und namenlos, so erklärt man den Bräutigam für einen Thoren und Narren, während die Braut als Abenteurerin gebrandmarkt wird.

Der Kammerdiener ward diesen Abend durch die Anstalten zur Reise des nächstfolgenden Tages vollständig in Anspruch genommen und hatte daher nicht Zeit, zu Mr. Eversleigh zu gehen, um diesem die schlimme Kunde mitzutheilen.

„Er wird es ja ohnehin bald genug erfahren, der arme unglückliche junge Mann," dachte Mr. Millard.

Er hatte Recht. Wenige Tage darauf stand die Vermählungsanzeige des Baronets in der Zeitung, denn obschon die Trauung selbst in aller Stille stattgefunden, wünschte er doch durchaus nicht, seine schöne junge Gattin vor der Welt verborgen zu halten.

„**Vermählt.** Donnerstag, den 4. dieses Monats, in der St. Marienkirche zu Fulham, Sir Oswald Morton Vansittart Eversleigh, Baronet, mit Honoria, Tochter von weiland Thomas Milford."

Das war Alles, und dies war die Ankündigung, welche Reginald Eversleigh eines Morgens nach

einer durchschwelgten Nacht bei seinem späten Frühstück las. Mit einem lauten Fluch schleuderte er das Zeitungsblatt von sich und kleidete sich rasch an, um sich sofort mit seinem Freund Victor Carrington zu besprechen.

Dieser wohnte am äußersten Ende des sogenannten Maida-Hill-Districts in einem Gartenhaus, welches damals fast im Freien stand. Es war eine behagliche kleine Wohnung, Reginald Eversleigh aber betrachtete sie mit stolzer Verachtung.

„Ihr könnt warten," sagte er zu dem Droschkenkutscher. „In etwa einer halben Stunde bin ich wieder da."

Der Kutscher fuhr nach dem nächsten Wirthshaus und Reginald Eversleigh schritt ungeduldig an der saubern kleinen Dienerin, welche ihm das Gartenpförtchen öffnete, vorbei und trat unangemeldet in die kleine Vorhalle und von da in den kleinen gemüthlichen Salon.

Alles trug hier, wie die Einrichtung des ganzen Hauses überhaupt, das Gepräge der vollendetsten Nettigkeit. Weiße Musselinvorhänge beschatteten die Bogenfenster, Vögel sangen in vergoldeten zierlich geformten Käfigen, und hohe, mit frisch abgeschnittenen Blumen gefüllte Vasen schmückten Tische und Kaminsims.

Sir Oswald's Neffe betrachtete diese Eleganz der Armuth mit verächtlichem Blick. Für ihn

besaß nichts Reiz, als der Glanz des Reichthums.

Während er so dastand, trat der junge Arzt ein.

„Wollen Sie vielleicht mit in mein Laboratorium kommen," fragte er, nachdem er dem unerwarteten Besuch die Hand gedrückt. „Ich sehe, daß Sie mir etwas Wichtiges zu sagen haben, und dort sind wir vor Störung sicherer, als hier."

„Wenn ich nicht dringende Veranlassung hätte, Sie zu sprechen, so hätte ich diesen verdammten weiten Weg nicht gemacht, darauf können Sie sich verlassen, Carrington," antwortete Reginald verdrießlich. „Warum in aller Welt wohnen Sie in einer so abgelegenen Spelunke?"

„Ich bin ein Mann der Wissenschaft, und eine abgelegene Spelunke, wie Sie sich auszudrücken belieben, paßt daher für mich. Uebrigens ist auch der Miethszins für dieses Haus von der Art, daß er meiner Tasche kein allzu großes Opfer auflegt."

„Es sieht wie ein Puppenhaus," sagte Reginald verächtlich.

„Meine Mutter umgiebt sich gern mit Vögeln und Blumen," antwortete der junge Arzt „und ich thue meiner Mutter gern ihren Willen."

Victor Carrington's Gesicht gewann, während er von seiner Mutter sprach, einen veränderten Ausdruck. Der stechende Glanz seines Auges

milderte sich und die schroffen Linien seines Mundes wurden weicher.

Das einzige zärtliche Gefühl in der Brust dieses unheimlichen und gefährlichen Charakters war die Liebe zu der verwittweten Mutter.

Victor Carrington öffnete die Thür eines im hinteren Theile des Hauses gelegenen Gemachs und trat ein, während Mr. Eversleigh ihm folgte.

Verwundert betrachtete Letzterer das Zimmer, in welchem er sich jetzt sah. Es war früher eine Küche gewesen und war viel größer als irgend ein anderes Gemach im Hause. Von Comfort und Eleganz war hier keine Rede. Die kahlen, weißgetünchten Wände hatten weiter keinen Schmuck, als hier und da einige Bettgestelle, auf welchen wunderlich geformte Phiolen und Büchsen standen.

Außerdem sah Reginald kleine Oefen, Retorten, Destillirkolben und andere Apparate, mit einem Wort, das ganze Rüstzeug der Wissenschaft, welche dem Unwissenden stets verdächtig und räthselhaft erscheint.

„Aber, Victor," rief Mr. Eversleigh, „Ihr Zimmer sieht ja aus wie das Laboratorium eines Alchymisten des Mittelalters, eines Mannes, den das Volk als Zauberer zu verbrennen pflegte."

„Ja, ich bin ein sehr eifriger Jünger meiner Kunst," antwortete der Arzt.

Reginald's Augen fielen, während sie noch im Zimmer umherschweiften, auf einen Gegenstand,

der auf dem Tische in der Nähe des Ofens lag.

Carrington bemerkte den Blick und warf mit hastiger, bei ihm sehr ungewöhnlicher Bewegung sein Taschentuch auf den Gegenstand.

So rasch diese Bewegung auch ausgeführt ward, so kam sie doch zu spät, denn Reginald Eversleigh hatte den Gegenstand, welchen der Arzt vor ihm zu verbergen wünschte, schon erkannt.

Es war eine metallene Gesichtsmaske mit Glasaugen.

„Wie? Sie tragen bei Ihrer Arbeit eine Maske, Carrington?“ fragte Eversleigh. „Das sieht ja aus, als ob Sie sich mit der Bereitung von Giften befaßten.“

„Die Hälfte der in der Chemie zur Anwendung kommenden Agentien sind giftig,“ antwortete Carrington gleichgültig.

„Ich will doch nicht hoffen, daß die Atmosphäre dieses Zimmers gerade in diesem Augenblick gefährlich ist?“

„Nein, das ist sie durchaus nicht. Also, Reginald, Sie haben mir jedenfalls etwas Neues mitzutheilen, denn sonst hätten Sie sich nimmermehr die Mühe genommen, mich hier zu besuchen.“

„Ja, ich habe Ihnen viel Neuigkeiten mitzutheilen, und zwar die schlimmsten, die sie sich denken können. Mein Onkel hat die wandernde Sängerin geheirathet.“

„Gut, dann müssen wir von dieser Heirath Nutzen für uns zu ziehen suchen."

„Wie so?"

„Dadurch, daß wir Sie als Mittel benutzen, um eine Aussöhnung herbeizuführen. Sie schreiben einen Glückwünschungsbrief an Sir Oswald und sprechen darin von Ihrer Reue, Ihrer Liebe und der Qual, welche Sie während dieser bittern Zeit des Zerwürfnisses zu ertragen gehabt. Sie können jetzt frei von so etwas sprechen, denn nun, wo Ihr werther Onkel sich vermählt hat, kann man Sie nicht mehr im Verdacht eigennütziger Beweggründe halten. Sie können sich ihm jetzt keck nähern, werden Sie in Ihrem Briefe sagen, denn Sie haben forthin von ihm nichts zu hoffen, als seine Verzeihung. Dann schließen Sie mit einem innigen Gebet für sein Glück, und ich müßte die menschliche Natur schlecht kennen, wenn dieser Brief keine Aussöhnung zur Folge hätte. Verstehen Sie meine Taktik?"

„Ja, Sie sind ein famoser Kopf, Carrington."

„Sagen Sie das nicht eher, als bis an dem Tage, wo Sie wieder in Ihre alte Stellung als Ihres Onkels Erbe eingesetzt sind. Dann können Sie mir so viel Schmeicheleien sagen, als Sie wollen."

„Wenn dieser Tag jemals kommt, so sollen Sie finden, daß ich nicht undankbar bin."

„Das hoffe ich. Kehren Sie jetzt in die Stadt

zurück und schreiben Sie Ihren Brief. Ich wünsche, daß Sie in Raynham-Castle eingeladen werden, um der jungen Gemahlin Ihres Onkels Ihre Aufwartung zu machen."

„Warum?"

„Ich möchte gern wissen, was für eine Person sie eigentlich ist. Unsere künftigen Pläne hängen großentheils von ihr ab."

Ehe Reginald Eversleigh die Wohnung seines Freundes verließ, ward er der Mutter desselben vorgestellt. Sie hatte große Aehnlichkeit mit ihrem Sohn, denn sie besaß dasselbe bleiche, fahle Gesicht und dieselben funkelnden schwarzen Augen. Dabei war sie lang und schlank und hatte etwas Stolzes und Stattliches, während ihr die gewöhnliche Lebhaftigkeit ihrer Landsmänninnen in nur geringem Grade eigen zu sein schien.

Sie sah Mr. Eversleigh mit einem forschenden Blick an — einem Blick, der, während Reginald vor ihr stand und mit ihr sprach, sich oft wiederholte. Alles, was ihren Sohn interessirte, hatte auch für sie Interesse, und sie wußte, daß Reginald sein intimster Freund und Bekannter war.

Reginald Eversleigh kehrte in viel besserer Laune, als in welcher er seine Wohnung verlassen, in dieselbe zurück. Er verlor keine Zeit, den ihm von seinem Freund angerathenen Brief zu schreiben, und da er einen ziemlichen Grad von Ueber-

redungsgabe besaß, so war dieser Brief ein sehr guter.

„Ich glaube, Carrington hat Recht," dachte er, als er den Brief zusiegelte, „und dieser Brief wird eine Aussöhnung herbeiführen. Mein Onkel erhält ihn zu einer Zeit, wo er noch von seiner neuen Situation als Gatte einer jungen, liebenswürdigen Frau berauscht ist, und er wird mir und der ganzen Welt freundlich gesinnt sein. Ja — dieser Brief ist entschieden ein schlauer und diplomatischer Zug."

Reginald Eversleigh erwartete die Antwort auf seinen Brief mit fieberhafter Ungeduld — einer Ungeduld, die mit Hoffnung gemischt war.

Seine Hoffnung täuschte ihn auch nicht. Die Antwort kam mit umgehender Post und lautete noch weit günstiger, als seine sanguinischste Erwartung für wahrscheinlich gehalten hatte.

„Lieber Reginald," schrieb der Baronet, „Dein offenherziger, uneigennütziger Brief hat mich tief gerührt. Lassen wir die Vergangenheit vergeben und vergessen sein. Ich bezweifle nicht, daß Du gelitten hast, wie ja alle Menschen in Folge der übeln Thaten ihrer Jugend leiden müssen.

„Ohne Zweifel bist Du durch die Kunde von meiner Vermählung überrascht worden. Ich habe bei der Wahl, die ich getroffen, nur mein Herz zu Rathe gezogen, und wage zu hoffen, daß diese Wahl das Glück meiner künftigen Existenz sichern wird.

Die ersten Wochen meines Ehestandes verlebe ich in der reizenden Einsamkeit von Nordwales. Am 24. dieses Monats reise ich mit meiner Gattin nach Raynham-Castle, und wir werden uns freuen, Dich gleich nach unserer Ankunft dort zu sehen. Komm zu uns, mein lieber Sohn; komme zu mir, als ob dieser unglückliche Zwist niemals gewesen wäre, und wir werden dann über Deine Zukunft sprechen — Dein wohlgeneigter Onkel

Oswald Eversleigh."

„Royal Hotel, Banner doon, Nordwales."

Nichts konnte zufriedenstellender sein, als dieser Brief. Reginald Eversleigh und Victor Carrington verbrachten diesen Abend mit einander und besprachen sich ausführlich über den Brief des Baronets.

„Nun liegt das Feld offen vor Ihnen," sagte der Arzt. „Sie gehen nach Raynham-Castle, machen sich der jungen Frau so angenehm als möglich, gewinnen durch anscheinende Reue über die Vergangenheit und vollständigen Uneigennützigkeit in Bezug auf die Zukunft das Herz Ihres Onkels und überlassen alles Andere mir."

„Aber wie zum Teufel können Sie mir in Raynham-Castle beistehen?"

„Das kann nur die Zeit lehren. Jetzt habe ich Ihnen blos einen Wink zu geben. Wundern Sie sich nicht, wenn Sie mich unerwartet unter

den Hügeln und Thälern von Yorkshire sehen, und tragen Sie Sorge, stets, mag ich ausspielen, was für Karten ich wolle, allemal richtig Farbe zu bekennen. Was ich auch thun möge, so geschieht es in Ihrem Interesse, darauf können Sie sich verlassen. Wenn Sie mich übrigens dort sehen, so vergessen Sie nicht, daß ich von Ihrem Besuch in Raynham-Castle nichts weiß. Ich werde von Ihrem Anblick ebenso überrascht sein, wie Sie von dem meinigen."

„So sei es. Ich werde genau auf Ihre Pläne eingehen. Da Ihr erster Zug von so wunderbarem Erfolg begleitet gewesen ist, so werde ich in Zukunft geneigt sein, Ihnen blindlings zu vertrauen. Dabei kann ich aber wohl auch voraussetzen, daß Sie, wenn es Ihnen gelingt, mir einen Theil von Sir Oswald's Vermögen zu verschaffen, dann auch tüchtig bezahlt sein wollen?"

„Allerdings werde ich eine Belohnung verlangen. Ich bin ein armer Mann, wie Sie wissen, und mache keinen Anspruch darauf, für uneigennützig oder edelmüthig zu gelten. Diese Frage wollen wir jedoch näher erörtern, wenn wir uns in Raynham begegnen."

* * *

Am 28. Juli erschien Reginald Eversleigh in Raynham-Castle. Er hatte nicht geglaubt, je wieder einen Fuß auf die Terrasse zu setzen, oder

im Schatten dieses majestätischen alten Säulengangs zu wandeln, und ein Gefühl von Triumph durchrieselte ihn, als er wieder auf der vertrauten Schwelle stand.

„Ist Lady Eversleigh zu Hause?" fragte er den Kellermeister, während er die Vorhalle durchschritt.

„Ja, Sir; Mylady ist in dem langen Salon."

Mit diesen Worten öffnete der Kellermeister eine wuchtige Thür von Eichenholz und ließ Reginald in eines der schönsten Gemächer des Schlosses treten.

In der Mitte dieses Salons, neben dem Concertflügel, von welchem sie sich eben erhob, stand die neue Herrin des Schlosses.

Sie war einfach in graue Seide gekleidet und ihr einziger Schmuck bestand in einem scharlachrothen Band, welches sie in das volle, glänzende Rabenhaar geflochten.

Ihre Schönheit äußerte auf Reginald Eversleigh dieselbe Wirkung, die sie beinahe auf Alle ausübte, welche sie zum ersten Mal sahen. Er war davon wie geblendet.

Sir Oswald bewillkommnete seinen Neffen auf die herzlichste Weise. Während er aber bereit war, dem reuigen Sünder seine Arme zu öffnen, hatten doch seine Absichten in Bezug auf die Disposition über seinen Reichthum keine Verän-

derung erlitten. Er war zu einem bestimmten Entschluß gekommen und bei diesem gedachte er zu bleiben.

In der ersten vertraulichen Unterredung, die er mit seinem Neffen in Raynham-Castle hatte, sagte er ihm dies auch offen heraus.

„Du hältst mich vielleicht für ungerecht und streng," sagte er in ernstem Tone, „ich glaube aber, daß ich so am besten handle. Hätte ich Dich nicht mit allzu großer Nachsicht erzogen, Reginald, so wärst Du vielleicht ein besserer Mensch geworden. Seitdem Du aus dem Militärdienst getreten bist, habe ich nichts mehr von Deinen thörichten Streichen gehört. Hoffentlich hast Du nun endlich einen besseren Weg eingeschlagen und Dich von allem gefährlichen Umgange losgesagt. Du mußt nun auch einen neuen Beruf wählen. Bei dem geringen Einkommen, welches Du von mir beziehst, kannst Du nicht müssig gehen. Diese kleine Rente soll Dich blos gegen absoluten Mangel schützen. Wenn Du einen neuen Beruf wählst, so werde ich Dir zur Vorbereitung auf denselben gern noch eine Beihülfe gewähren. Dein Cousin Douglas Dale bildet sich zum Juristen — wäre das vielleicht auch für Dich etwas?"

„Ich bin bereit, Ihnen in allen Dingen zu gehorchen, lieber Onkel."

„Gut denn. Von der Vergangenheit wollen wir nicht mehr sprechen. Wie gefällt Dir meine Gattin?"

„Sie ist das schönste Wesen, welches ich jemals gesehen.“

„Und sie ist auch ebenso gut als schön, Reginald. Ich danke der Vorsehung, daß sie mich mit einem solchen Kleinod beglückt hat.“

„Und dieses Kleinod wird einmal Besitzerin von Raynham-Castle werden,“ dachte der junge Mann mit stillem Ingrimm.

Es war, als ob Sir Oswald den Gedanken seines Neffen errathen hätte, denn nach einer kurzen Pause sagte er:

„Da ich vollkommen aufrichtig gegen Dich gewesen bin, Reginald, so kann ich Dir auch gleich noch mehr sagen. Ich stehe in einem Alter, welches von Manchen die Blüthe des Lebens genannt wird, und ich fühle mich auch in der That vollkommen rüstig und kräftig. Dennoch aber wird der Mensch selbst in diesem Zustande oft von einem unerwarteten Tode ereilt. Mein Wunsch ist, daß, wenn ich sterbe, in Bezug auf mein Vermögen schon vorher Alles klar sei. Viele machen aus dem Inhalt ihres Testaments ein Geheimniß, ich dagegen wünsche, daß der Inhalt desselben allen Betheiligten bekannt sei.“

„Ich habe keinen Wunsch, früher Aufklärung zu erhalten, Sir,“ murmelte Reginald, welcher fühlte, daß die Worte seines Onkels für ihn nichts Gutes bedeuteten.

„Ich habe seit meiner Vermählung,“ fuhr Sir

Oswald, ohne auf die Bemerkung seines Neffen zu achten, fort, „ein neues Testament gemacht, denn jedes frühere wäre schon in Folge dieses Ereignisses ungültig geworden. Zwei Drittel — mehr als zwei Drittel — meines Vermögens erbt meine Gattin, die, wenn ich einmal nicht mehr lebe, eine sehr reiche Frau sein wird. — Sollte sie einen Sohn haben, so geht der Grundbesitz natürlich auf diesen über, dennoch aber bleibt Lady Eversleigh jedenfalls Herrin eines bedeutenden Vermögens. Meinen beiden Neffen Douglas und Lionel Dale vermache ich jedem fünftausend Pfund jährlicher Einkünfte. Was Dich betrifft, Reginald, so wirst Du vielleicht glauben, es geschehe Dir bitteres Unrecht, aber Du darfst nicht vergessen, daß Du Dein eigener Feind gewesen bist. Die Rente von zweihundert Pfund jährlich, welche Du jetzt beziehst, wird sich nach meinem Tode auf fünfhundert Pfund erhöhen. Es ist dies der Ertrag eines kleinen Gutes, welches Morton Grange heißt und in Lincolnshire liegt. Du hast also blos ein bescheidenes Einkommen zu hoffen, und es wird Deine Aufgabe sein, Dir durch Anwendung Deiner Talente selbst Reichthum und Ansehen zu erwerben.

Nur die Blässe von Reginald Eversleigh's Gesicht verrieth die Wuth, die ihn verzehrte, als er diese unwillkürlichen Aufklärungen aus dem Munde seines Onkels empfing. Zum Glück be-

merkte Sir Oswald nichts davon, denn gerade in dem Augenblick erschien Lady Eversleigh auf dem Terrassengange vor den offenen Fenstern des Zimmers ihres Gemahls, und er eilte sofort zu ihr.

„Welche Pläne hast Du für diesen Nachmittag entworfen, liebe Honoria?" fragte er. „Ich habe alle meine Geschäfte erledigt und stehe Dir für den noch übrigen Tag vollständig zu Diensten."

„Nun, dann kannst Du mir kein größeres Vergnügen machen, als wenn Du mich noch fernerweit mit den Schönheiten Deines Geburtslandes bekannt machst."

„Diesen Vorschlag machst Du, weil Du weist, daß ich mich darüber freue, Du kleiner Schlaukopf; ich gehorche aber. Wollen wir fahren oder reiten? Da es heute Nachmittag ziemlich heiß ist, so wird es am besten sein, wenn wir einen Wagen nehmen," fuhr Sir Oswald fort, während Honoria zögerte, sich zu erklären. „Komm jetzt zum Imbiß. Ich werde alle nöthigen Befehle ertheilen."

Sie ging nach dem Speisezimmer, wohin Reginald sie begleitete. Er war nun seit vierzehn Tagen in Raynham-Castle, und stand allem Anschein nach mit der schönen jungen Gattin seines Onkels auf dem besten Fuße.

Es giebt Frauen, welche die Fähigkeit besitzen, jede Stellung einzunehmen, wie hoch dieselbe auch sein möge.

Zu der Zahl dieser Frauen gehörte auch Honoria. Der Glanz, von welchem sie sich in ihrer neuen Stellung umgeben sah, erfreute ihren Sinn für das Schöne, ohne sie zu blenden oder zu verwirren.

Den Neffen ihres Gatten empfing sie mit freundlicher, aber würdevoller Haltung, und der junge Mann suchte vergebens ein hinter dieser ruhigen, aristokratischen äußeren Erscheinung verborgenes Geheimniß zu entdecken.

„Diese Frau ist ein Räthsel," dachte er. „Man sollte glauben, sie sei eine verkleidete Prinzessin. Ich möchte wissen, ob sie meinen Onkel wirklich liebt. Jedenfalls spielt sie ihre Rolle sehr gut. Ich wollte, Victor wäre hier. Er würde vielleicht im Stande sein, das Geheimniß ihrer Existenz zu durchdringen. Ohne Zweifel ist sie eine Heuchlerin, und zwar eine vollendete. Ich gäbe viel darum, wenn ich die Macht hätte, ihr den Schleier von dem schönen Gesicht zu reißen und sie in ihrer wahren Gestalt zu zeigen."

Die angesehensten Bewohner der Umgegend waren in Raynham-Castle erschienen, um Sir Oswald's junger Gemahlin ihre Huldigungen darzubringen, und er sah mit Stolz, wie man ihr den Hof machte und sie bewunderte. Kein Schatten von Eifersucht trübte seine Freude, wenn er sah, wie junge Männer sich um sie drängten, um ihr Beweise von Bewunderung und Verehrung

zu geben. Er fühlte sich ihrer Liebe sicher, denn sie hatte ihm wiederholt gesagt, daß ihr ganzes Herz ihm schon gehört, noch ehe er sich ihr erklärt habe. Deshalb vertraute er ihrer Reinheit und Unschuld unbedingt.

Ein Mann wie Oswald Eversleigh ist nicht so leicht eifersüchtig zu machen, dennoch aber bereitet ein einziger Hauch des Argwohns, ein einziges Wort der Verleumdung gegen das Wesen, das er liebt, ihm furchtbare, tödtliche Qualen.

Reginald Eversleigh hatte alle Vergnügungen und Zerstreuungen seines Onkels und seiner jugendlichen Tante getheilt. Sie waren seit seiner Ankunft in Raynham-Castle nirgendhin gegangen, ohne sich von ihm begleiten zu lassen, denn er war jetzt der einzige im Hause weilende Gast, und der Baronet war zu artig, um ihn allein zu lassen.

„Nach dem Zwölften werden wir eine Menge junger Männer zum Besuch hier haben, und Du wirst das alte Haus dann mehr nach Deinem Geschmack finden, Reginald," sagte Sir Oswald. „Mittlerweile mußt Du Dich mit unserer Gesellschaft begnügen. Ich erwarte aber auch einen ganzen Schwarm hübscher Mädchen. Kannst Du Dich noch auf Lydia Graham, die Schwester von Gordon Graham, der bei den Füsilieren stand, besinnen?"

„Ja wohl, ganz genau."

„Ja, ja. Wenn mir recht ist, so hattet Ihr sogar ein kleines Liebesverhältniß mit einander.“

Sir Oswald und Lady Eversleigh nahmen in dem Wagen Platz und Reginald ritt nebenher.

Das von dem Baronet für diesen herrlichen Augustnachmittag gewählte Ziel des Ausflugs war der Gipfel eines waldigen Hügels, von welchem man eine herrliche Aussicht hatte. Dieser Hügel hieß Thorpe Peak und war ungefähr sieben Meilen vom Schlosse entfernt.

Am Fuß des Hügels machte der Wagen Halt, der Baronet und seine Gattin stiegen aus und gingen, begleitet von Reginald, der sein Pferd der Obhut der Diener übergab, den auf die Höhe führenden bewaldeten Fußpfad hinauf.

Sie thaten dies ganz langsam und Lady Eversleigh stützte sich dabei auf den Arm ihres Gatten. Der Pfad schlängelte sich durch Fichtenpflanzungen aufwärts, und erst ganz oben öffnete sich die herrliche Aussicht.

Als die Drei hinaufkamen, sahen sie einen jungen Mann auf dem Stamme eines umgestürzten Baumes sitzen. Ein leichter tragbarer Farbenkasten stand geöffnet neben ihm und auf seinen Knieen ruhte eine kleine Mappe.

Er schien ganz in seine Beschäftigung versunken zu sein, denn er blickte, als Sir Oswald und dessen Begleiter sich näherten, nicht von seiner Arbeit empor. Er trug ein bequemes Reisecostüm,

welches in seiner malerischen Nachlässigkeit nicht ohne Eleganz war.

Ein Pferd graste, mit dem Zügel an einen Baum angebunden, unter einer nahen Fichtengruppe.

Der reisende Maler war Victor Carrington.

„Carrington!" rief Mr. Eversleigh, „wer hätte geglaubt, Sie hier zu finden? Sie sind also auch Maler?"

Der junge Arzt richtete den Kopf empor, sah den Freund an und brach in lautes Gelächter aus. Er sah in seinem Künstlercostüm schöner aus, als Reginald Eversleigh ihn jemals früher gesehen. Der weite Sammetrock, der breite Halskragen und das dunkelblaue seidene Halstuch standen zu der schlanken Gestalt und dem bleichen fremdländischen Gesicht sehr gut.

„Sie sind überrascht, mich zu sehen," sagte er, „ich aber habe noch größeres Recht, durch Ihren Anblick überrascht zu sein. Was führt Sie hierher?"

„Ich bin auf Besuch in Raynham-Castle bei meinem Onkel Sir Oswald Eversleigh."

„Ah, das ist das schöne Schloß, nicht ganz vier Meilen von dem Dorf Abbeywood, wo ich mein Quartier aufgeschlagen habe."

Der Baronet und seine Gattin waren in kurzer Entfernung von den beiden jungen Männern stehen geblieben, jetzt aber trat Sir Oswald, mit Honoria noch am Arm, näher.

„Stelle mich Deinem Freunde vor, Reginald,“ sagte er in der cordialsten Weise.

Reginald gehorchte und Victor ward Sir Oswald und dessen Gemahlin vorgestellt. Seine unbefangene, anmuthige Haltung war ganz geeignet, gleich von vornherein einen angenehmen Eindruck zu machen, und Sir Oswald fand augenscheinlich an der äußeren Erscheinung und dem Benehmen des Freundes großen Gefallen.

„Sie sind Künstler, wie ich sehe, Mr. Carrington,“ sagte er, nachdem er einen Blick auf die Skizze des jungen Mannes geworfen, welche selbst jetzt in ihrem unvollendeten Zustande durchaus keine zu verachtende Leistung war.

„Ich bin blos Dilettant, Sir Oswald,“ antwortete Victor. „Von Beruf aber bin ich Arzt, habe aber bis jetzt noch nicht prakticirt. Ich finde die Unabhängigkeit so angenehm, daß ich es nicht über mich gewinnen kann, ihr zu entsagen. Ich durchwandere seit vierzehn Tagen mit dem Skizzenbuch unter dem Arm diese herrliche Gegend, mache an jedem malerischen Orte, an den ich komme, ein paar Tage Halt und miethe mir ein Pferd, so oft ich ein einigermaßen taugliches bekommen kann. Es ist das eine sehr einfache Art und Weise, seine Ferien zuzubringen, aber sie sagt mir zu.“

„Ihr Geschmack macht Ihnen Ehre. Wenn Sie aber in meine Nachbarschaft kommen, so müssen Sie Ihre Pferde aus meinem Stalle neh-

men. „Wo haben Sie Ihr Quartier gegenwärtig?"

„In dem kleinen Gasthaus bei Abbeywood-Bridge."

„Das sind vier Meilen vom Schlosse. Nach ländlichen Begriffen sind wir nahe Nachbarn, Mr. Carrington; Sie müssen uns nach Raynham-Castle zurückbegleiten und mit uns diniren."

„Sie sind sehr gütig, Sir Oswald; mein Costüm ist aber —"

„Von durchaus keiner Bedeutung. Wir sind gerade jetzt ganz allein, und wenn Ihnen nicht sehr viel daran liegt, diese allerliebste Skizze heute noch fertig zu machen, so bestehe ich darauf, daß Sie uns nach Raynham-Castle begleiten. Nicht wahr, Honoria, Du stimmst meiner Bitte bei?"

Lady Eversleigh lächelte zustimmend und der junge Arzt murmelte seinen Dank. Bis jetzt hatte er die schöne Gattin des Baronets kaum angesehen. Er war nach Yorkshire in der Absicht gekommen, diese Frau zu studiren, so wie man eine trockene schwierige Wissenschaft studirt, dennoch aber war er ein zu guter Taktiker, als daß er ein auffallendes Interesse an ihr hätte verrathen sollen. Die Politik seines Lebens war Geduld, und er wartete hier, wie in allen anderen Dingen, die Gelegenheit ab.

„Diese Frau ist sehr schön," dachte er, „und sie hat ihre Schönheit gut zu verwerthen gewußt.

Die Geschichte hat aber erst begonnen, — die Mitte und das Ende kommen noch."

* * *

Von dieser Begegnung auf Thorpe-Hill an war der Arzt in Raynham-Castle ein fast täglicher Gast. Sir Oswald freute sich über die Talente und Kenntnisse des jungen Mannes, und Victor vergaß nicht, anscheinend zufällig und wie ohne es zu wollen, von den Kämpfen seiner frühen Jugend, von der Armuth seiner Mutter, von seinen geduldigen Studien, von seiner unermüdlichen Ausdauer zu sprechen.

Sir Oswald meinte bei sich selbst, daß ein solcher Gefährte ganz vorzüglich geeignet sei, seinen Neffen zum Weiterschreiten auf der schwierigen Bahn anzuspornen, welche zu Reichthum und Auszeichnung führt.

„Wenn Reginald nur die Hälfte Ihres Fleißes und Ihrer Ausdauer besäße, so wäre mir um seine Zukunft nicht bange, Mr. Carrington," sagte der Baronet im Laufe einer vertraulichen Unterredung mit seinem Gast.

„Das wird sich mit der Zeit schon finden, Sir Oswald," antwortete Victor. „Reginald besitzt einen weit nobleren Charakter, als auf welchen ich Anspruch machen kann. Gerade die Eigenschaften, welche Sie so freundlich sind, an mir zu loben, sind solche, welche Sie an ihm nicht zu fin-

den erwarten können. Ich habe von meiner frühesten Kindheit an die harte Schule der Armuth durchzumachen gehabt, während Reginald im Schooße des Ueberflusses aufgewachsen ist. Entschuldigen Sie, wenn ich offen spreche, Sir Oswald, ich muß Sie ja darauf aufmerksam machen, daß nur wenige junge Männer die harte Prüfung eines solchen Glückwechsels, wie der, welcher Ihren Neffen betroffen, so ehrenvoll bestanden haben würden."

„Wie meinen Sie das?"

„Ich meine, daß für die meisten jungen Männer eine solche Veränderung mit gänzlichem Ruin des Geistes und Körpers gleichbedeutend gewesen wäre. Ein gewöhnlicher Mensch, der sich aller Hoffnungen auf die Zukunft, aller Erwartungen, die bis jetzt ein Theil seines Lebens gewesen, so plötzlich beraubt gesehen hätte, würde sich dem Laster in die Arme geworfen haben und wäre ein Gauner, ein Schwindler, ein Trunkenbold, ein Bettler an der Thür des Verwandten, der ihn verstoßen, geworden. Reginald aber ward dies Alles nicht. Von dem Augenblick an, wo der Wohlthäter, der ihm bis jetzt mehr als Vater gewesen, seine Hand von ihm abzog, bot er dem Unglück ruhig und muthig die Stirn. Er entsagte dem Umgange mit ausschweifenden Genossen. Er verschwand aus den Kreisen, in welchen man ihn bewundert und ihm den Hof gemacht,

und der einzige Kummer, der an seinem edeln Herzen nagte, hatte seinen Grund in dem Bewußtsein, daß er die Liebe seines Onkels verscherzt hatte."

Sir Oswald seufzte. Zum ersten Mal begann er zu denken, es sei doch wohl möglich, daß er gegen seinen Neffen ungerecht gewesen.

„Sie haben Recht, Mr. Carrington," sagte er nach einer Pause. „Es war eine schwere Prüfung, und ich bin stolz darauf, daß Reginald sie so rühmlich bestanden hat. Leider läßt sich der Entschluß, den ich vor anderthalb Jahren faßte, nun nicht mehr ändern. Ich habe neue Bande geknüpft; ich habe neue Hoffnungen für die Zukunft. Mein Neffe muß die Buße für seine früheren Verirrungen bezahlen und Reichthum und Ansehen durch eigene Anstrengung zu erwerben suchen. Wenn ich ohne directe Erben sterbe, so erbt er meinen Baronettitel, und ich hoffe, er wird dann sein Aeußerstes thun, um in den Besitz eines Vermögens zu gelangen, welches ihm gestattet, diesen Titel aufrecht zu erhalten."

Dies klang nicht sonderlich verheißend, aber dennoch war Victor Carrington mit dem Ergebniß dieser Unterredung ziemlich zufrieden. Er hatte nun den Samen des Zweifels und der Ungewißheit in die Brust des Baronets gestreut. Nur mit der Zeit konnte die Ernte reifen.

## Siebentes Capitel.

### „Nehmt Euch vor Eifersucht in Acht, o Herr!"

---

Es hatten sich viele Gäste im Schloß eingefunden. Der Baronet war stolz darauf, alte Freunde und Bekannte um sich zu versammeln, um ihnen die schöne junge Frau zu zeigen, die er zum Trost seiner höheren Lebensjahre gewählt. Ein Mann von fünfzig Jahren, der ein Mädchen von neunzehn Jahren heirathet, ist stets den ironischen Bemerkungen spottsüchtiger Zungen ausgesetzt.

Dies wußte Sir Oswald Eversleigh, und er wollte der Welt zeigen, daß er sich in der Wahl, die er getroffen, glücklich, überaus glücklich fühlte.

Unter den Gästen, welche diesen Herbst Raynham-Castle besuchten, befand sich ein alter bewährter Freund des Baronets, ein rauher alter Soldat, Capitain Copplestone, ein Mann, der es im Avancement nicht weit gebracht, obschon man wußte, daß er es eher verdient hatte, als die meisten Anderen, die man ihm vorzog.

Dieser Mann stand mit Sir Oswald auf vollkommen brüderlichem Fuße und war so ziemlich der einzige Mensch, welcher jemals gewagt, ihm unangenehme Wahrheiten zu sagen. Er war sehr arm, hatte aber trotzdem aus den Händen seines reichen Freundes nie die kleinste Unterstützung angenommen.

Sir Oswald hing mit großer Liebe an ihm und hätte ihm gern seine Börse geöffnet, wie einem Bruder, wagte aber nicht, den Stolz des alten Soldaten auch nur dadurch zu beleidigen, daß er einen solcher Wunsch angedeutet hätte.

Capitain Copplestone kam nach Raynham-Castle mit der Absicht, seinem Freunde Vorwürfe über die Thorheit seiner Verheirathung zu machen. Er kam an, während das Empfangszimmer von anderen Gästen angefüllt war, und er stand dabei und sah mit grimmig verächtlicher Miene zu, wie die neu angekommenen Gäste den Baronet mit Glückwünschen überschütteten.

Allmälig begaben sich die Gäste auf ihre Zimmer und die beiden alten Freunde waren mit einander allein.

„Nun, alter Freund," rief der Baronet, indem er beide Hände ausstreckte, um die des Capitains noch einmal, und zwar wärmer zu drücken, als beim ersten Willkommen, „soll ich von Dir kein glückwünschendes Wort hören?"

„Wenn ich die Wahrheit sage," entgegnete

Copplestone, „so wird sie Dir nicht gefallen, und lügen kann ich nicht, das weißt Du. Ich habe mir schon genug Gewalt anthun müssen, während diese Dummköpfe ihre faden Complimente losließen, und jetzt, wo sie fort sind, um Dich hinter Deinem Rücken auszulachen, thätest Du besser, Du ließest mich Deinem Beispiel folgen, anstatt einen alten Freund zu nöthigen, seine Meinung auszusprechen und dadurch vielleicht einen Zwist herbeizuführen."

„Dann hältst Du mich also für einen Narren, Copplestone?"

„Für was soll ich Dich sonst halten? Wenn ein Mann von fünfzig Jahren ein Mädchen von neunzehn Jahren heirathet, so kann er nicht erwarten, für einen Solon gehalten zu werden."

„Ach, Copplestone, wenn Du meine Frau gesehen haben wirst, so wirst Du anders denken."

„Ganz gewiß nicht. Je schöner sie ist, für einen um so größeren Narren werde ich Dich halten, denn um so größer ist dann die Gewißheit, daß sie Dir das Leben verbittern wird."

„Da kommt sie!" sagte der Baronet. „Sieh sie an, ehe Du sie so streng beurtheilst, alter Freund, und laß ihr Gesicht den Bürgen ihrer Aufrichtigkeit sein."

Das Zimmer, in welchem die beiden Männer standen, führte in ein anderes und größeres, und Capitain Copplestone sah durch die offene Flügel-

thür hindurch Lady Eversleigh herannahen. Sie war weiß gekleidet — in jenen reinen durchsichtigen Musselin, in welchem ihr Gatte sie am liebsten sah, und eine einzige große natürliche Rose war in ihrem schwarzem Haar befestigt.

Als sie dem Baronet und seinem alten Freund näher kam, gewannen die rauhen Züge des Letzteren einen sanfteren Ausdruck.

Die Vorstellung erfolgte durch Sir Oswald, und Honoria streckte mit ihrem freundlichsten und bezauberndsten Lächeln die Hand aus.

„Mein Gatte hat sehr oft von Ihnen gesprochen, Capitain Copplestone," sagte sie, und es ist mir, als wären wir schon lange mit einander befreundet. Ich freue mich, alle Gäste meines Gemahls bewillkommnen zu können, keiner aber ist mir willkommener als Sie."

Der alte Soldat streckte seine gebräunte Hand aus und schloß die weichen weißen Finger darein, wie in eine eiserne Schraube. Dabei sah er mit komisch-ernstem Ausdruck erst Lady Eversleigh und dann den Baronet an.

„Nun?" fragte Letzterer, als Honoria sich entfernt hatte.

„Nun, Oswald, die Wahrheit zu sagen, ich glaube, Deine Thorheit läßt sich gewissermaßen entschuldigen. Deine Frau ist ein schönes Wesen, und wenn man dem menschlichen Antlitz trauen darf, so ist sie auch eben so gut als schön."

Der Baronet faßte die Hand seines Freundes mit einem Druck, der beredter war als Worte. Er hatte von dem Scharfsinn des Capitains eine sehr hohe Meinung, und dieses günstige Urtheil über die Gattin, die er anbetete, erfüllte ihn mit Dankbarkeit. Nicht etwa, als ob auch nur der leiseste Schatten eines Zweifels an ihr sein Gemüth verdunkelt hätte; er traute ihr unbedingt und rückhaltslos, aber er wollte, daß dies auch Andere thun sollten.

* * *

Während Sir Oswald und sein Freund sich in vertraulicher Zwiesprache ergingen, stand Reginald Eversleigh und Victor Carrington in einem angenehmen kleinen Wohnzimmer, rauchten ihre Cigarren und lehnten sich auf die steinerne Sohle des breiten gothischen Fensters.

Sie sprachen mit einander, und zwar sehr angelegentlich.

„Sie sind ein kluger Kopf, mein lieber Carrington, das weiß ich,“ sagte Reginald, „aber dennoch ist es eine sehr langwierige Geschichte, und ich sehe noch nicht recht ein, wie wir dieselbe durchführen sollen.“

„Weil Sie ungeduldig sind, wie ein Kind, welches auf ein neues Spielzeug erpicht ist,“ antwortete der Arzt verächtlich. „Sie klagen, daß die Sache langsam von statten gehe, und gleichwohl

sehen Sie, daß ein Zug nach dem andern auf dem Brette gemacht wird, und zwar stets mit Glück. Vor einer Woche glaubten Sie noch nicht an die Möglichkeit einer Aussöhnung zwischen Ihnen und Ihrem Onkel, und dennoch ist diese Versöhnung zu Stande gekommen. Vor vierzehn Tagen hätten Sie mich ausgelacht, wenn ich Ihnen gesagt hätte, daß ich heute als eingeladener Gast hier in Raynham-Castle stehen würde und dennoch bin ich hier. Glauben Sie, es habe keines geduldigen Nachdenkens bedurft, um unsern Plan auch nur in so weit zu fördern? Glauben Sie, ich sei an jenem Nachmittag rein zufällig auf Thorpe-Hill gewesen?"

„Und Sie hoffen also, daß auch Ihr Besuch hier uns etwas nützen werde?"

„Ja wohl hoffe ich das. Ich habe schon anzudeuten gewagt, daß Ihnen Unrecht geschehen sei. Dieser Gedanke wird in dem Gemüth Ihres Onkels fortwuchern. Meine Pläne stehen fest, Reginald, und Sie brauchen blos geduldig zu sein und mir zu vertrauen."

„Aber warum wollen Sie mich von diesen Plänen nicht näher unterrichten?"

„Hoffentlich kann es nun bald geschehen. Sehen Sie dort die beiden Gestalten, welche im Garten mit einander hin und herwandeln?"

„Ja, ich sehe — es ist mein Onkel und seine Gattin," antwortete Reginald mit fast ungeduldiger Geberde.

„Sie sind glücklich, — nicht wahr? Es ist ein förmlich arkadisches Bild. Ich bitte Sie, es genau zu betrachten.“

„Was für ein Narr Sie doch sind, Carrington!“ rief Reginald, indem er seine Cigarre wegwarf. „Wenn mein Onkel ein Dummkopf sein will, so ist für mich deswegen noch kein Grund vorhanden, ihn in dieser Eigenschaft fortwährend im Auge zu behalten.“

„Wohl aber giebt es einen andern Grund,“ antwortete Victor mit einem unheimlichen Blick seiner funkelnden schwarzen Augen. „Betrachten Sie dieses Bild, so lange Sie es noch können, Reginald, denn es steht zu erwarten, daß Sie es nicht oft mehr sehen.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich will damit sagen, daß der Tag nahe bevorsteht, wo Lady Eversleigh von ihrer Höhe herabstürzen wird. Es wird die Stunde kommen, wo Sir Oswald seine verhängnißvolle Heirath als den einen unwiderruflichen Irrthum seines Lebens betrauert, und wo er in seiner Verzweiflung Sie, den in Ungnade gefallenen Neffen, wieder zu seinem anerkannten Erben einsetzt, weil Sie ihm dieser Stellung wenigstens würdiger erscheinen, als sein in Ungnade gefallenes Weib.“

„Und wer soll dies Alles so weit bringen?“ fragte Reginald, indem er seinen Freund mit verblüfftem Gesicht betrachtete.

„Ich," antwortete der Arzt. „Ehe ich es aber thue, müssen wir uns erst über den Preis meiner Dienste verständigen. Hätte die Katze, welche für den Affen die Kastanien aus dem Feuer holte, erst ein Abkommen getroffen und sich einen Antheil an der Beute gesichert, so wäre sie nicht für die Nachwelt ein Gegenstand des Spottes und des Gelächters geworden. Wenn ich Ihnen Ihr Vermögen erarbeitet habe, so muß ich auch meinen Lohn bekommen, mein lieber Reginald."

„Glauben Sie denn, ich würde undankbar sein?"

„Nein, das glaube ich nicht, aber sehen Sie, Ihre Dankbarkeit ist nicht sowohl das, was ich begehre, als vielmehr eine gute runde Summe in baarem Gelde. Wenn Sie zwei Drittel von dem Vermögen Ihres Onkels bekommen, so haben Sie dann dreißigtausend Pfund jährlicher Einkünfte, und dafür können Sie mir wohl binnen zwei Jahren, nachdem Sie die Erbschaft angetreten, zwanzigtausend Pfund baar bezahlen."

„Zwanzigtausend Pfund!"

„Ja. Wenn Sie glauben, dies sei zu viel, so wollen wir nicht weiter von der Sache sprechen. Die Aufgabe ist ohnehin eine sehr schwierige, und wenn ich mich gar nicht damit zu befassen brauche, so ist mir dies um so lieber."

„Mein lieber Victor, wenn es Ihnen — obschon ich es kaum glauben kann — wirklich gelingt, wir wieder zu meinem alten Platz im Te-

stament meines Onkels zu verhelfen, so sollen die zwanzigtausend Pfund Ihnen gehören."

„Gut!" antwortete der Arzt auf die kaltblütigste und geschäftsmäßigste Weise. „Sie müssen mir das aber Schwarz auf Weiß geben, lieber Reginald. Sie werden mir zwei Verschreibungen ausstellen — eine auf zehntausend und in einem Jahre fällig, die zweite auf dieselbe Summe und in zwei Jahren zahlbar."

„Wenn ich das Vermögen nun aber nicht bekomme — und innerhalb dieser Zeit wenigstens dürfte es nicht so leicht der Fall sein, denn die Gesundheit meines Onkels ist eine sehr rüstige und —"

„Um die Gesundheit und das Leben Ihres Onkels lassen Sie sich nur unbekümmert. Ich gebe Ihnen einen Revers, der diese Verschreibungen für den Fall, daß Sie Ihren Onkel nicht beerbt haben, für ungültig erklärt. Hier sind die gestempelten Formulare. Füllen Sie dieselben aus, schreiben Sie Ihren Namen darunter und lassen Sie uns dieses Geschäft sofort zum Abschluß bringen."

„Sie haben die Formulare bei sich?"

„Ja. Ich bin nicht blos Mann der Wissenschaft, sondern auch Geschäftsmann."

„Victor," sagte Reginald Eversleigh, „Sie machen mich zuweilen schaudern. Es liegt fast etwas Diabolisches in Ihnen."

„Wenn ich aber jene schöne Dame von ihrer Höhe herabstürze, dann werden Sie nicht danach fragen, ob ich nicht vielleicht der Teufel in eigener Person bin," sagte Carrington, indem er seinen Freund mit sardonischem Lächeln ansah. „O, Reginald Eversleigh, ich glaube, ich kenne Sie besser, als Sie sich selbst."

* * *

Unter den Gästen, welche seit den letzten vergangenen Tagen in Raynham-Castle angekommen waren, befand sich auch Lydia Graham, die junge Dame, von welcher der Baronet mit seinem Neffen gesprochen hatte.

Sie war ein bezauberndes Mädchen, mit einem schönen, kecken Gesicht, funkelnden grauen Augen, einer Adlernase und einer Fülle von dunkelm, wallendem Haar.

Dabei verstand sie, jeden ihrer Reize trefflich geltend zu machen. Sie kleidete sich prachtvoll, aber mit einer Verschwendung, welche die Grenzen ihrer Mittel weit überschritt. Aus diesem Grunde stak sie tief in Schulden, und ihre einzige Aussicht, aus ihren Schwierigkeiten herauszukommen, lag in einer glänzenden Partie.

Diese glänzende Partie hatte sie seit beinahe zwölf Jahren zu Stande zu bringen gesucht. Mit siebzehn Jahren war sie in die große Welt der

Gesellschaft eingetreten und jetzt zählte sie neunundzwanzig.

Während dieser Zeit war sie von ganzen Schaaren von Bewunderern umflattert worden; sie hatte in der Macht ihrer Schönheit triumphirt, dennoch aber hatte sie sich in ihren innigsten Hoffnungen mehr als einmal getäuscht gesehen und das große Loos in der Lotterie des fashionablen Lebens — ein reicher und vornehmer Ehegatte — war ihr nie zu Theil geworden.

Ihr neunundzwanzigster Geburtstag war vorbei, und indem sie sich aufmerksam im Spiegel betrachtete, mußte sie sich gestehen, daß der Glanz ihrer Schönheit zum Theil verblichen war.

„Ich werde mager und fahl," sagte sie bei sich selbst. „Was soll aus mir werden, wenn ich nicht heirathe?"

Die Aussicht war allerdings eine traurige.

Lydia besaß ein Einkommen von zweihundert Pfund jährlich, welche sie von ihrer Mutter geerbt; ein solches Einkommen aber war ein kärgliches Almosen für eine junge Dame von Miß Graham's Geschmacksrichtungen. Ihr Bruder war Capitain in einem kostspieligen Regiment, selbstsüchtig, verschwenderisch und durchaus nicht geneigt, für seine Schwester die Börse zu ziehen.

Sie hatte kein Daheim, sondern lebte bald bei dem einen reichen Verwandten, bald bei dem an=

dern — stets bewundert, stets elegant gekleidet, aber nicht stets glücklich.

Von allen Enttäuschungen, welche sie in Bezug auf ihre Heirathspläne erfahren, war ihre keine schmerzlicher und bitterer gewesen, als die, welche sie empfand, als sie die Bekanntmachung von Sir Oswald Eversleigh's Vermählung in der Zeitung las.

Sie war mit dem reichen Baronet sehr oft in Gesellschaft zusammengetroffen. Sie hatte in Begleitung ihres Bruders Raynham-Castle besucht. Sir Oswald hatte allem Anschein nach ihre Schönheit und sonstigen Vorzüge bewundert, und sie hatte sich eingebildet, daß nur noch Zeit und Gelegenheit fehlten, um diese Bewunderung in ein wärmeres Gefühl zu verwandeln. Wer vermöchte daher ihren Verdruß zu schildern, als sie erfuhr, daß der Baronet seinen Namen und seinen Reichthum einer Frau geschenkt hatte, von welcher die fashionable Welt weiter nichts wußte, als daß sie gänzlich unbekannt war.

Mit diesem in ihrer Brust wuchernden giftigen Gefühle kam Lydia nach Raynham-Castle, trug aber nicht blos ihre eleganteste Toilette, sondern auch ihr heiterstes Lächeln zur Schau. Mit honigsüßen Worten stattete sie dem Baronet ihren Glückwunsch ab und trug der liebenswürdigen Herrin des alten Schlosses ihre wärmste Freundschaft an.

„Ich bin überzeugt, daß wir herrlich für einan-

der passen, meine liebe Lady Eversleigh," sagte sie. „Wir werden stets unverbrüchliche Freundinnen sein, nicht wahr?"

Honoria's Gemüthsart war von Natur zurückhaltend. Frivole oder nichtssagende Sentimentalität war ihr zuwider. Sie beantwortete daher Miß Graham's freundschaftliche Anträge mit Höflichkeit, aber nicht mit entsprechender Wärme.

Lydia bemerkte diese Kälte recht wohl, und zwar mit bitterem Groll. Sie meinte im Stillen, sie habe Grund, diese Frau zu hassen, welche ihre innigste Hoffnung vereitelt hatte, deren Schönheit unendlich hoch über der ihrigen stand, und die eine bedeutende Anzahl Jahre jünger war, als sie selbst.

Victor Carrington, der scharfe Beobachter, bemerkte den Groll, der hinter Lydia's glattem Wesen lauerte. Er sah, daß die fashionable Schönheit die junge Gattin des Baronets haßte, und er beschloß, diesen Haß zur Förderung seiner Pläne zu benutzen.

Alles hatte in Raynham-Castle seinen heitern Verlauf.

Der Baronet fühlte sich unaussprechlich glücklich. Auch Honoria war glücklich in der Neuheit ihrer Stellung, glücklich in der Ueberzeugung, daß ihr Gatte sie liebe. Sein edles Gemüth hatte den Lohn gefunden, der solchen Naturen stets beschieden sein sollte. Er ward von seiner jungen Gattin

geliebt, wie wenige Männer in der Blüthezeit ihrer Jugend geliebt werden. Honoria's Zuneigung war ehrerbietig, tief und rein. In ihren Augen war Oswald Eversleigh der vollkommenste Inbegriff alles Edeln, was ein Mensch besitzen kann, und sie war auf seine Hingebung stolz, für seine Liebe dankbar.

Kein Gast im ganzen Schlosse war allgemeiner beliebt, als Victor Carrington. Seine Kenntnisse und Fertigkeiten waren von so vielseitiger Art, daß er dadurch für eine große Gesellschaft unschätzbar gemacht ward, und dabei war er stets bereit, sich dem Vergnügen Anderer zu widmen.

Er excellirte als Sprachkenner, als Maler, als Musiker — in dieser letzten Eigenschaft ganz besonders. Während er erklärte, blos Dilettant zu sein, entwickelte er doch zugleich eine theoretische Bildung und praktische Fertigkeit, die eben so selten als bewunderungswürdig waren.

Der Baronet freute sich über die musikalischen Talente seines Gastes besonders deshalb, weil dieselben viel dazu beitrugen, die Gesangskunst seiner jungen Gattin zur richtigen Geltung zu bringen. Wenn Carrington sie begleitete, so sang sie, wie sie ohne sein brillantes Spiel nicht singen konnte.

Jeden Abend fand in dem langen Salon ein improvisirtes Concert statt und jeden Abend sang Lady Eversleigh zu Victor Carrington's Accompagnement.

Eines Abends in der Sommerdämmerung, als sie noch prachtvoller als gewöhnlich gesungen hatte, saß Lydia Graham zufällig neben Sir Oswald an einem der breiten geöffneten Fenster.

„Lady Eversleigh ist wirklich ein musikalisches Genie," sagte sie am Schlusse einer Bravourarie. „Wie angenehm muß es ihr sein, diesen brillanten Pianisten Mr. Carrington zum Begleiter ihres Gesanges zu haben, obschon manche Sänger und Sängerinnen es vorziehen, sich selbst zu begleiten. Mit mir ist dies zum Beispiel der Fall; natürlich aber, wenn man einen Verwandten hat, der so gut spielt, so ist das etwas Anderes."

„Einen Verwandten! Ich verstehe Sie nicht, meine liebe Miß Graham."

„Ich meine, daß es für Lady Eversleigh sehr angenehm sein muß, einen Cousin zu haben, der so trefflich Clavier spielt."

„Einen Cousin?"

„Ja. Ist Mr. Carrington nicht Lady Eversleigh's Cousin? Doch ich bitte um Entschuldigung, er ist wohl ihr Bruder? Ich kenne den Familiennamen Ihrer Gattin nicht."

„Meine Frau ist eine geborene Milford," antwortete der Baronet in etwas verdrießlichem Tone. „Mr. Carrington ist weder ihr Bruder noch ihr Cousin. Er ist gar nicht mit ihr verwandt."

„So!" rief Miß Graham.

Es lag eine seltsame Bedeutung in diesem

Wörtchen „So!“ und nachdem Miß Graham es ausgesprochen, schien sie plötzlich verlegen zu werden.

Sir Oswald sah sie scharf an, ihr Gesicht aber war halb von ihm abgewendet.

„Sie scheinen sich zu wundern,“ sagte er in stolzem Tone, „und dennoch sehe ich nichts Ueberraschendes in der Thatsache, daß meine Frau und Mr. Carrington nicht mit einander verwandt sind.“

„Ja wohl, das ist sehr richtig,“ entgegnete Lydia lachend, als ob sie auf diese Weise peinliche Verlegenheit verbergen wollte. „Es war sehr abgeschmackt von mir, mich zu wundern. Ich glaubte aber gewiß, daß Lady Eversleigh und Mr. Carrington nahe Verwandte wären, denn wenn Leute alte Freunde sind, so benehmen sie sich ganz wie Verwandte, und der Unterschied liegt dann nur noch im Namen.“

„Sie scheinen sich vorgenommen zu haben, heute Abend lauter Irrthümer zu begehen, Miß Graham,“ antwortete der Baronet in eisig strengem Tone. Lady Eversleigh und Mr. Carrington sind keineswegs alte Freunde. Weder meine Frau noch ich kennen diesen Herrn seit länger als vierzehn Tagen. Er ist zufällig ein ganz vortrefflicher Musiker, und ist so freundlich, sich dadurch nützlich zu machen, daß er Lady Eversleigh bei ihrem Gesange begleitet. Dies ist der einzige Anspruch, den er an ihre Freundschaft hat.“

„So, so!“ wiederholte Miß Graham. „Ich

für meine Person würde sie ganz bestimmt für alte Freunde gehalten haben; die liebe Lady Eversleigh ist aber von italienischer Abkunft, und in dem südlichen Temperament liegt stets eine Wärme, ein Mangel an Zurückhaltung, der unseren kälteren Naturen fremd ist."

Gerade in diesem Augenblick erhob sich Lady Eversleigh in Folge der Bitten der sie umgebenden Gesellschaft wieder von ihrem Stuhle.

Sie näherte sich dem Flügel, an welchem Victor Carrington noch saß, und begann in einem Musikalienheft zu blättern.

In demselben Augenblick aber erhob Sir Oswald sich ebenfalls und kam rasch auf sie zu.

„Singe heute Abend nicht mehr, Honoria," sagte er. „Du strengst Dich zu sehr an."

Es lag in diesen Worten ein gewisser Mangel an Höflichkeit, denn Lady Eversleigh stand nur in Folge der Bitten ihrer Gäste im Begriff, wieder zu singen. Lächelnd wendete sie sich zu ihrem Gatten.

„Ich fühle mich nicht im Mindesten angegriffen, lieber Oswald," sagte sie, „und wenn unsere Freunde noch etwas zu hören wünschen, so bin ich bereit, diesem Wunsche nachzukommen, — das heißt, wenn Mr. Carrington nicht zu ermüdet ist, mich zu begleiten."

Victor Carrington erklärte, daß nichts ihm größeres Vergnügen machte, als Lady Eversleigh zu accompagniren.

Mr. Carrington ist sehr freundlich," antwortete der Baronet in kaltem Tone, „ich wünsche aber nicht, daß Du den ganzen Abend singst, Honoria; es greift Dich zu sehr an. Ich bitte Dich daher, heute Abend nicht mehr zu singen."

Noch nie zuvor hatte der Baronet seine Gattin auf so kalt entschiedene Weise angeredet. Es lag etwas beinahe Strenges in seinem Tone, und Honoria sah ihn mit fragenden Augen an.

„Ich kenne kein größeres Vergnügen, als Dir zu gehorchen, Oswald," sagte sie in sanftem Tone, indem sie von dem Flügel hinwegtrat.

Sie nahm an einem der Tische Platz und schlug eine Mappe Skizzen auf. Ihr Kopf neigte sich tief herab, und sie schien in die Betrachtung der Zeichnungen versunken zu sein.

Sir Oswald sah verstohlen nach ihr hin und bemerkte, daß sie sich verletzt fühlte. Dennoch aber näherte er, der Gatte, der sie liebte und anbetete, sich ihr nicht. Sein Gemüth war unruhig, seine Gedanken ganz verworren.

Er schritt durch eins der bis auf den Fußboden herabreichenden geöffneten Fenster und ging hinaus auf die Terrasse.

Hier war Alles still und ruhig, dennoch aber äußerte dies auf Sir Oswald keine beschwichtigende Wirkung. Sein Hirn stand in Flammen.

Bis heute Abend war jede eifersüchtige Regung

durch das unbedingte Vertrauen des glücklichen Gatten in Schlaf gelullt worden, heute Abend aber hatten einige anscheinend gleichgiltig hingeworfene Worte die schlafenden Leidenschaft geweckt, und der Friede war aus seiner Brust entflohen.

Als Sir Oswald an dem Fenster vorbeikam, an welchem er Lydia verlassen, hörte er diese mit Jemandem sprechen.

„Es ist wirklich eine Schmach," sagte sie. „Die Liebelei mit diesem Mr. Carrington ist zu augenscheinlich, obschon Sir Oswald so blind ist, daß er nichts davon gemerkt. Bis heute Abend noch glaubte ich, Mr. Carrington wäre Lady Eversleigh's Cousin. Denken Sie sich daher meine Ueberraschung, als ich erfuhr, daß sie nicht einmal weitläufig mit einander verwandt sind, ja, daß sie einander erst seit vierzehn Tagen kennen. Diese Frau muß eine schamlose Kokette sein, und dieser Mr. Carrington ist jedenfalls ein Abenteurer."

Der vergiftete Pfeil saß. Sir Oswald glaubte, diese Worte seien durchaus nicht für sein Ohr bestimmt gewesen. Er argwohnte nicht im Mindesten, daß Lydia seine nahende Gestalt auf der mondhellen Terrasse erkannt und diese Worte ausdrücklich in der Absicht, sie ihn hören zu lassen, gesagt hatte.

Er wußte nicht, daß Lydia jemals gehofft hatte, Herrin seines Hauses zu werden. Er wußte

nicht, daß sie von Ingrimm gegen ihn selbst und von leidenschaftlichem Neid gegen seine Gattin erfüllt war. Er betrachtete ihre Worte als leichtsinnige Verleumdung, die Erfahrung hatte ihn aber gelehrt, daß solchen Verleumdungen in der Regel doch ein Körnchen Wahrheit zu Grunde liegt.

„Ich will noch nicht an Honoria zweifeln," dachte er, indem er weiter ging, denn er war zu stolz und zu ehrenhaft, um noch mehr zu hören, was Miß Graham vielleicht zu sagen hätte. „Ich will nicht an dem geliebten Weibe zweifeln, weil müssige Zungen schon mit ihrem guten Namen beschäftigt sind und das Gift der Verdächtigung mir in's Ohr träufeln. Aber schärfer überwachen werde ich sie doch. Ihre Unbekanntschaft mit der Welt hat sie vielleicht verleitet, mit diesem Manne vertraulicher zu sein, als die starre Sitte der Gesellschaft es gestattet. Und doch ist sie in der Regel so würdevoll, so zurückhaltend, und verräth eher ein Uebermaß von Kälte als von Wärme. Ich muß auf meiner Hut sein."

Der Schlaf des Baronets in dieser Nacht war unruhig und fieberhaft. Vom nächsten Tage an begann er seine Gattin und Victor Carrington zu beobachten.

Ein von Argwohn erfülltes Gemüth betrachtet Alles im unrichtigen Lichte. Victor Carrington war gegen Honoria sehr aufmerksam. Nicht als

ob er auffallend viel mit ihr gesprochen oder ihre Nähe gesucht hätte; wohl aber widmete er sich ihrem Dienst mit einer sclavischen Wachsamkeit, welche dem Benehmen eines gewöhnlichen Gastes fremd war.

Wohin Lady Eversleigh auch gehen mochte, so folgte ihr Carrington's Auge, und jeder ihrer Wünsche schien von ihm errathen zu werden. Wenn sie einige Augenblicke an einem geöffneten Fenster weilte, so war er mit ihrem Shawl bei der Hand. Las sie in einem noch nicht aufgeschnittenen Buch, so war er sofort mit ihrem Papiermesser da. Ging sie nach dem Piano, so war er schon vor ihr an dem Instrument, rückte ihren Stuhl und legte die Musikalien zurecht.

An einem andern Manne wären diese Aufmerksamkeiten als etwas sehr Gewöhnliches erschienen, Victor Carrington ging aber dabei so still und gedämpft zu Werke, daß in dieser Widmung seiner selbst gewissermaßen etwas Verstohlenes, etwas Geheimes, etwas, was nicht berechtigt war zu existiren, lag.

Ein einziger langer Tag geduldiger Beobachtung enthüllte dem Baronet dies Alles, und diese Enthüllung hatte eine neue und furchtbare Qual zur Folge.

In wie weit trug seine Gattin die Schuld an diesem Benehmen des jungen Arztes? Bemerkte sie seine unverbrüchliche Hingebung? Ermuthigte sie diese stumme, verstohlene Verehrung? Auf keinen

Fall entmuthigte sie dieselbe, denn sie ließ sie ja geschehen.

Der Baronet fragte sich, ob Victor Carrington's Art und Weise auf Andere denselben Eindruck machte, wie auf ihn, den Baronet, selbst. Eine Person, das wußte er, hatte bereits Anstoß an den Aufmerksamkeiten des Arztes genommen und sich entschieden darüber ausgesprochen. Sahen aber auch andere Augen so, wie die Lydia's und die seinen gesehen hatten?

Er beschloß, seinen Neffen zu befragen.

„Dein Freund, Mr. Carrington, ist sehr aufmerksam gegen Lady Eversleigh," sagte er mit schlecht erheuchelter Gleichgiltigkeit zu Reginald. „Ist ihm dieses Benehmen gegen alle Damen überhaupt eigen?"

„O nein, im Gegentheil, lieber Onkel!" antwortete Reginald, der sich weit besser verstellen konnte, als sein Onkel. „Victor Carrington hegt im Allgemeinen gegen das schöne Geschlecht die tiefste Verachtung. Er ist, wie Sie wissen, ein eifriger Jünger der Wissenschaft der Chemie und verbringt in London den größten Theil seiner Zeit in seinem Laboratorium. Lady Eversleigh besitzt aber so viele vorzügliche Eigenschaften, daß es kein Wunder ist, wenn er sie mit anderen Augen betrachtet, als andere Frauen."

„Dann bewundert er sie also?"

„Ja wohl — in hohem Grade — wenigstens

schließe ich dies aus dem, was er sagte, als er sie das erste Mal gesehen hatte. In der letzten Zeit ist er zurückhaltender geworden."

„So! Er ist in der letzten Zeit zurückhaltender geworden?" wiederholte der Baronet, dessen Argwohn durch jedes Wort, welches sein Neffe sprach, gesteigert ward.

„Ja. Wahrscheinlich glaubt er, seine enthusiastische Bewunderung meiner schönen jugendlichen Tante werde von mir gemißbilligt. Ist das aber nicht sehr ungereimt von ihm? Sie, mein lieber Onkel, können ja nur stolz darauf sein, wenn Sie Ihre schöne junge Gemahlin von Verehrern umringt sehen, und ein Anbeter mehr oder weniger macht ja keinen großen Unterschied."

Diese leicht hingeworfenen Worte verletzten Sir Oswald im innersten Herzen; dennoch versuchte er seinen Schmerz zu verbergen und trennte sich von seinem Neffen in anscheinend heiterer Stimmung.

Als er sich wieder allein in seinem Zimmer sah, brütete er lange und düster über die Ereignisse des Tages. Der Gesellschaft seiner Gattin wich er aus. Ihre zärtlichen Worte reizten ihn, denn er begann zu denken, daß diese sanften Schmeicheltöne falsch seien. Mehr als einmal beantwortete er Honoria's ängstliche Fragen in Bezug auf den Grund seiner Mißlaune mit einer Schroffheit, die sie förmlich erschreckte.

Sie sah, daß ihr Gatte verändert war, aber sie wußte nicht, welche Ursache diese Veränderung herbeigeführt hatte. Ihr Gemüth war ein stolzes; auch sie ward zurückhaltend, und eine grausige Kluft gähnte zwischen dem Gatten und der Gattin, die vor wenigen kurzen Tagen noch so glücklich vereint gewesen.

In der That, Victor Carrington's Pläne gediehen und Reginald Eversleigh sah mit stummer Neugier zu. Was der Intriguant ihn thun hieß, das that er ohne Scheu oder Scham, denn vor seinem Auge schwebte nur die blendende Vision künftigen Reichthums.

Eine Woche verging, und mit jedem Tage und jeder Stunde schien die Kluft zwischen Sir Oswald Eversleigh und seiner Gattin sich zu erweitern.

Da er alle ihre Fragen nach dem Grund seiner Verstimmung kalt, ja fast rauh zurückwies, so fragte sie endlich nicht weiter, sondern wartete, bis er sich von selbst herbeilassen würde, die Bedeutung seines veränderten Benehmens zu erklären.

Mittlerweile erfüllte sie alle ihre Pflichten als Hausfrau mit derselben ruhigen Anmuth, durch welche sie sich gleich von der ersten Stunde ihrer Erhebung zu ihrer neuen Stellung an ausgezeichnet hatte.

Der Kampf war aber ein schmerzlicher und ließ seine Spuren auf ihrem schönen Antlitz

zurück. Sir Oswald bemerkte diese Veränderung, fand aber darin nur einen Beweis der Strafbarkeit seiner Gattin.

„Die Liebe dieses Mannes hat ihr Herz gerührt," dachte er. „An ihn denkt sie, wenn sie so schweigsam und gedankenvoll ist. Sie liebt mich nicht mehr. Welch ein Narr bin ich? Sie hat mich nie geliebt! Sie sah in mir ein Werkzeug, welches geeignet war, sie auf den Platz emporzuheben, den sie einzunehmen wünschte. Jetzt, wo sie diesen Platz inne hat, nimmt sie sich nicht mehr die Mühe, sich zu verstellen, sondern ermuthigt die Aufmerksamkeiten angenehmerer Anbeter."

Gleich darauf aber erwachte wieder Reue in seinem Herzen, und er glaubte eine Weile, seiner Gattin Unrecht gethan zu haben.

„Ist sie zu tadeln, weil dieser Mann sie liebt?" fragte er sich selbst. „Sie weiß vielleicht nicht einmal etwas von seiner Liebe, obschon mein wachsames Auge das Geheimniß durchdrungen hat. O, könnte ich sie von Raynham-Castle hinwegführen — sofort, in diesem Augenblick — o könnte ich das Schloß von dieser ganzen frivolen, egoistischen und herzlosen Sippschaft säubern — welch ein Glück wäre dies! Ich kann aber keins von Beidem thun. Ich habe diese Leute eingeladen und muß meine Rolle zu Ende spielen. Selbst diesen Victor Carrington wage ich nicht gehen

zu heißen, denn wenn ich dies thäte, so würde ich dadurch den von Lydia ausgesprochenen Verdacht bestätigen und Alle würden ebenso denken, wie sie."

So dachte Sir Oswald, während er allein auf der breiten Terrasse hin und her schritt und seine Gäste sich in verschiedenen Theilen des Schlosses und der Gartenanlagen vergnügten.

Lady Eversleigh verbrachte den Sommernachmittag auf ihrem Zimmer in melancholischem Hinbrüten über die Unfreundlichkeit ihres Gatten.

Einen Menschen gab es, bei welchem Sir Oswald unter gewöhnlichen Umständen Trost gesucht haben würde, und dieser Mensch war sein alter, erprobter Freund Capitain Copplestone. Die eifersüchtigen Zweifel aber, welche sein Hirn marterten, konnte er selbst diesem treuen Freund nicht offenbaren. Es lag eine bittere Demüthigung in dem Gedanken, die blutende Wunde seines Herzens aufdecken zu sollen.

Wäre Capitain Copplestone in der Stunde der Qual an der Seite seines Freundes gewesen, so hätte er ihm das Geheimniß seines Kummers in einem unbewachten Augenblick vielleicht doch abgedrungen; seit acht Tagen aber war der Capitain durch einen heftigen Gichtanfall an sein Zimmer gefesselt und Sir Oswald hatte ihm blos alle Tage einen kurzen Besuch abgestattet, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

Dabei aber ward der alte Capitain auf das sorgfältigste gepflegt und abgewartet. Lady Eversleigh vergaß trotz ihrer eigenen Gemüthsunruhe den kranken Freund ihres Gatten durchaus nicht. Jeden Tag und vielmal täglich erhielt der Capitain einen neuen Beweis ihrer umsichtigen Fürsorge.

Zu den vielen Plänen, welche zum Amusement der Gäste von Raynham-Castle entworfen worden, gehörte auch einer, welcher bei Allen den ungetheiltesten Beifall fand. Man beabsichtigte nämlich, einen sogenannten Picknick auf einem Platze zu veranstalten, welcher wegen seiner malerischen, hochromantischen Aussicht in der ganzen Umgegend berühmt und bekannt war und vielleicht in ganz England kaum seines Gleichen hatte.

Achtes Capitel.

## Nach dem Picknick.

---

Der Platz hieß die „Hexengrotte" und befand sich in der Nähe eines prachtvollen Wasserfalls. Auf der einen Seite der romantischen Landschaft zog sich ein dichter Wald hin, während auf der andern ein breites Moor sich an einer Kette von Hügeln hinstreckte, von welchen einer durch die Ruinen eines alten normannischen Schlosses gekrönt ward, welches in den Tagen der Vorzeit manche Belagerung ausgehalten hatte.

Es wäre schwierig gewesen, einen Ort ausfindig zu machen, der sich besser als dieser zu einem Picknick geeignet hätte, und einige der Herren, welche von Raynham-Castle herüber geritten waren, um ihn zu besichtigen, sprachen sich ganz entzückt darüber aus.

Die Grotte war etwa zehn englische Meilen von Raynham-Castle entfernt. „Das ist gerade die rechte Entfernung für eine angenehme Fahrt,"

sagten die Damen, und von dem Augenblick an, wo Sir Oswald den Ausflug vorgeschlagen, hatte man fortwährend über die nöthigen Anstalten, die Wahrscheinlichkeit schönen Wetters und den zu wählenden Tag gesprochen.

Der Baronet hatte dieses ländliche Fest zu einer Zeit vorgeschlagen, wo sein eigenes Herz noch leicht und glücklich gewesen; jetzt sah er dem Tage mit Furcht und Widerstreben entgegen. Der Klang heiterer Stimmen und fröhlichen Gelächters mußte wie ein gellender Mißton an das Ohr des Mannes schlagen, dessen Gemüth von geheimen Zweifeln gequält ward.

Sir Oswald war jedoch ein zu artiger Wirth, als daß er die Erwartung seiner Gäste hätte täuschen sollen. Alle Zurüstungen zu dem ländlichen Fest waren getroffen und am bestimmten Morgen pflanzte sich eine lange Reihe von Pferden und Wagen in dem viereckigen Hofe des Schlosses auf.

Man konnte sich unmöglich ein lebendigeres Bild echt englischen Lebens denken, und so wie die Gäste in Gruppen aus dem weiten gothischen Portal herauskamen und ihre Plätze in den Equipagen einnahmen oder sich leicht und behend in den Sattel schwangen, ward das Schauspiel ein immer anziehenderes.

Lydia Graham hatte ihr Aeußerstes gethan, um an diesem wichtigen Tage alle ihre Nebenbuh-

lerinnen zu überstrahlen. Reiche Landgutsbesitzer und reiche junge Lordssöhne sollten bei diesem Feste zugegen sein, und die Männerjägerin machte vielleicht einen davon zu ihrer Beute.

So tief sie auch schon in Schulden stak, so hatte sie doch an ihre französische Kleiderlieferantin geschrieben und sie inständig gebeten, ihr ein neues Costüm, möchte es kosten, was es wollte, zu schicken. Dabei hatte sie baldige Abzahlung wenigstens der Hälfte ihrer schon lange stehenden Rechnung versprochen und sich kein Gewissen daraus gemacht, auf die Möglichkeit hinzudeuten, daß sie binnen wenigen Monaten eine überaus glänzende Partie machen werde.

Sie hoffte dadurch die Lieferantin zu bewegen, ihr auch noch ferner Credit zu geben.

In der Hauptsache sah die fashionable Schönheit sich auch nicht getäuscht. Die Kleiderlieferantin schickte das bestellte Costüm, setzte aber Miß Graham dabei zugleich, obschon mit den höflichsten Worten, in Kenntniß, daß, wenn die schon so lange offen stehende Rechnung nicht baldigst ausgeglichen würde, dann gerichtliche Schritte gethan werden müßten.

Lydia warf diesen Brief mit leichtem Stirnrunzeln auf die Seite und begann ihr Costüm zu besichtigen, welches in seiner Art vollkommen war.

Dennoch konnte sie kaum einen Seufzer des

Neides unterdrücken, als sie Lady Eversleigh's einfachere Toilette betrachtete und gewahrte, daß dieselbe bei allem Anschein von Einfachheit wenigstens zweimal so viel kostete, als ihre eigene, weit gesuchtere Kleidung.

Auch Honoria's Juwelen waren mehr werth, als sämmtliche Schmucksachen, die Lydia besaß, zusammengenommen, und sie wußte, daß die Schätze von Lady Eversleigh's Juwelenetuis fast unerschöpflich waren, mit so verschwenderischer Hand hatte der Baronet seine geliebte jugendliche Gattin beschenkt.

„Vielleicht wird er mit seinen Geschenken in Zukunft nicht mehr so freigebig sein," dachte die boshafte Lydia, indem sie Honoria mit neidischen Blicken betrachtete. „Wenn er glaubt, daß sie ihre Liebe einem Andern schenkt, so wird er künftig nicht mehr so großes Vergnügen daran finden, ihr so kostbare Tribute darzubringen."

Es ward erst viel hin und her gesprochen, wer in den verschiedenen Wagen Platz nehmen sollte, endlich aber war Alles anscheinend zu Jedermanns Zufriedenheit geordnet. Viele der Herren zogen es vor, zu reiten, und unter der Zahl dieser befand sich auch Sir Oswald.

Zum ersten Male bei einem Ausfluge nahm er nicht seinen gewohnten Platz an der Seite seiner Gattin ein. Honoria fühlte die Zurücksetzung, die hierin für sie lag, schmerzlich, aber dennoch

war sie zu stolz, um ihn zu bitten, seinen Entschluß zu ändern.

Sie sah, wie sein Lieblingsroß an die breite Treppe geführt ward; sie sah ihn es besteigen, ohne daß sie ihm auch nur einen vorwurfsvollen Blick zugeworfen hätte, obschon ihr das Herz vor leidenschaftlicher Entrüstung zu zerspringen drohte.

Dann nahm sie ihren Platz in der Chaise ein und gestattete den in der Nähe stehenden Herren, die Shawls und Fußdecken arrangiren zu helfen, die man für den Fall, daß das Wetter sich änderte, in den Wagen legte.

Sir Oswald bemerkte diese anscheinende Gleichgiltigkeit natürlich sehr bald. Wenn zwischen Personen, die einander wahrhaft lieben, einmal eine Entfremdung Platz gegriffen hat, so trägt Alles dazu bei, den Bruch zu erweitern.

„Sie ist glücklicher ohne mich," dachte er bitterlich, indem er sein Pferd ein wenig auf die Seite lenkte und Alles beobachtete, was um den Wagen, eine sogenannte Barouche, herum vorging. „Ohne durch meine Nähe beengt zu werden, kann sie in den Schmeicheleien ihrer jüngeren Bewunderer schwelgen. Sie wird sich vollkommen glücklich fühlen und eine Weile vergessen, daß sie für das ganze Leben an den Gatten gefesselt ist, den sie nicht liebt."

Ein silbertönendes Gelächter von Honoria schien die Gedanken des Baronets zu beantworten und zu bestätigen. Er ahnte nicht, daß dieses Gelächter

ein erkünsteltes war, um die boshafte Lydia zu täuschen, welche soeben eine anscheinend höfliche Bemerkung gemacht, die nur den Zweck hatte, die Herrin von Raynham-Castle zu verletzen.

Der Baronet hielt sein Pferd in kurzer Entfernung hinter dem Wagen und beobachtete seine Gattin mit eifersüchtigem, zornigem Blicke.

Lydia hatte auch in der Barouche Platz genommen, und es entstand nun ein kleiner Wortwechsel in Bezug auf die Herren, welche die beiden Damen begleiten sollten.

Viele machten auf dieses Vorrecht Anspruch, und die Gelegenheit war eine für die Entwickelung weiblicher Koketterie sehr günstige. Miß Graham versäumte auch nicht, davon Gebrauch zu machen, und nach einer kurzen, lebhaften Conversation zwischen ihr und einem jungen Laffen, dem künftigen Erben eines reichen Pairs, nahm der junge Mann der fashionablen Schönheit gegenüber Platz.

Der zweite Platz war noch unbesetzt. Mit peinlicher Spannung wartete der Baronet zu sehen, wer diesen Platz einnehmen würde, denn unter den an der Thür des Wagens stehenden Herren befand sich auch Victor Carrington.

Sir Oswald brauchte nicht lange zu warten. Vor eifersüchtiger Wuth mit den Zähnen knirschend, sah er den jungen Arzt behend in den Wagen steigen und sich Lady Eversleigh gegenüber setzen. Der Baronet betrachtete es als ausgemacht,

daß der junge Mann nur in Folge von Honoria's Aufforderung diesen Ehrenplatz eingenommen habe. Er ahnte nicht, daß vielmehr auf Lydia's Bitte der junge Arzt mit in die Barouche gestiegen war. Und doch war dem so.

„Kommen Sie mit uns, Mr. Carrington," hatte Lydia gesagt. „Ich weiß, daß Sie in der Provinzialgeschichte und Archäologie gut bewandert sind, und daß sie daher im Stande sein werden, uns in Bezug auf die Dörfer und Kirchen, an welchen unser Weg uns vorbeiführen wird, eine Menge interessanter Thatsachen mitzutheilen."

Sie wußte, daß ihre Hindeutung bereits die beabsichtigte Wirkung auf den Baron geäußert, und suchte nun mit Hülfe aller nur erdenklichen Kunstgriffe Honoria zum Gegenstande des Argwohns in den Augen ihres Gatten zu machen.

Sie hatte ein doppeltes Spiel durchzuführen, denn sie suchte gleichzeitig ihren Ehrgeiz und ihren Rachedurst zu befriedigen. Einerseits wünschte sie Lord Sumner Howden zu fesseln, andererseits wünschte sie die Kluft zwischen Sir Oswald und dessen Gatten immer weiter und tiefer zu machen.

Sie wußte dabei nicht, daß sie blos einem schlaueren und vollendeteren Intriguanten, als sie selbst war, in die Hände spielte. Sie wußte nicht, daß Victor Carrington's forschender Blick die Geheimnisse ihres Herzens durchschaut hatte, und daß

er ihre boshaften Manöver mit Ruhe und Behagen beobachtete.

Obschon der August bereits dem September gewichen war, so war das Wetter doch noch warm und balsamisch wie mitten im Sommer.

Sir Oswald ritt hinter Lady Eversleigh's Barouche, zu fern, um die Worte zu hören, welche von den Insassen des Wagens gesprochen wurden, aber doch zugleich nahe genug, um die Töne und das Gelächter zu hören und jede Geberde zu bemerken.

Er sah, wie Victor sich vorwärts neigte, um Honoria anzureden; er sah jenes ehrerbietige, aufmerksame Wesen, welches ihm, seitdem er angefangen, den jungen Arzt zu beobachten, so viel Anstoß gegeben.

Und Lady Eversleigh entmuthigte ihren Bewunderer durchaus nicht. Sie ließ ihn sprechen, sie schien sich für seine Conversation zu interessiren, und da Lydia und Lord Howden vollständig mit einander selbst beschäftigt waren, so war die Unterhaltung zwischen Victor und Honoria ein vollkommenes tête-à-tête.

Der schöne Kopf des jungen Mannes neigte sich immer tiefer über Lady Eversleigh's Federhut, und mit jedem Schritt ward die Wolke, welche das Gemüth des Baronets überschattete, drohender und schwärzer.

Er kämpfte nicht mehr gegen seinen Zweifel,

sondern überließ sich ganz der Leidenschaft, die sich seiner bemächtigt hatte.

Die Augen der Welt waren auf Sir Oswald gerichtet, und er mußte diesen erbarmungslosen Augen mit einem Lächeln begegnen.

Endlich fuhr die lange Reihe der Wagen am Saume des Waldes auf, die Gesellschaft stieg aus und schlug in Gruppen von zwei oder drei Personen die schattigen Fußwege ein, welche nach der Hexengrotte führte.

Als Lady Eversleigh die Barouche verlassen hatte, wartete sie, um zu sehen, ob ihr Gatte sich ihr nähern und ihr seinen Arm bieten würde. Sie hegte eine schwache Hoffnung, daß er dies, trotz seines augenscheinlichen Grolls, thun würde; ihre Hoffnung ward aber auf grausame Weise getäuscht.

Sir Oswald ging stracks auf eine behäbige, stattliche Wittwe zu und erbot sich, sie nach der Grotte zu geleiten.

„Erinnern Sie sich eines Picknicks, welches wir vor zwanzig Jahren hier hatten und wo wir mit einander bei Mondschein tanzten, Lady Hetherington?“ sagte er. „Wir alte Leute haben angenehme Erinnerungen an die Vergangenheit und passen am besten zu einander. Die jungen Leute amüsiren sich besser, wenn sie des Zwanges unserer Gesellschaft überhoben sind.“

Er sagte dies so laut, daß Honoria es hören

mußte. Sie fühlte, daß in diesen anscheinend leicht hingeworfenen Worten eine besondere Bedeutung lag. Einen Augenblick lang war sie geneigt, die eisige Schranke der Zurückhaltung zu durchbrechen. Schon schwebten ihr die Worte: „Oswald, laß mich mit Dir gehen!" auf der Zunge.

Im nächsten Augenblick aber begegnete sie den Augen ihres Gatten, und der kalte Blick derselben ließ auch ihr Herz erstarren.

Gerade in diesem Augenblick bot ihr Victor Carrington in seiner gewohnten ehrerbietigen Weise seinen Arm. Sie nahm denselben, fast ohne zu wissen, wer ihr ihn bot, so tief schmerzte sie die Unfreundlichkeit ihres Gatten.

„Was habe ich gethan?" fragte sie sich. „Womit habe ich ihn beleidigt? Was ist es für ein grausames Geheimniß, welches uns trennt und mir fast das Herz bricht?"

„Kommen Sie, Lady Eversleigh!" riefen mehrere Stimmen. „Wir wünschen, daß Sie uns nach der Hexengrotte begleiten."

Der Picknick verlief in der befriedigendsten Weise. Elegant gekleidete Damen und Herren wandelten hier und da unter den Bäumen des Waldes und am Rande des Wasserfalls — zuweilen in heiteren kleinen Gruppen, deren Geschwätz lustig durch die balsamische Luft schallte; zuweilen paarweise und in Gesprächen von vertraulicherer Art begriffen.

In einem dichtbelaubten kleinen Eichendickicht versteckt spielte ein Militärmusikcorps, welches Sir Oswald aus einer nahe gelegenen Garnisonstadt hatte kommen lassen, und die muntere Musik erhöhte den Zauber des Festes.

Lydia Graham fühlte sich so glücklich, als ein Mensch mit bösem Herzen sich fühlen kann. Ihr Neid ward durch den Genuß ihrer eigenen Triumphe für den Augenblick in Schlaf gelullt, denn der junge Lord schien durch ihre Reize völlig unterjocht zu werden und widmete sich ausschließlich ihrem Dienst.

Sie glaubte schon, endlich eine Eroberung gemacht zu haben, die mehr der Mühe verlohnte, als die, welche sie früher zu machen gesucht und die alle mit bitterer Enttäuschung geendet hatten.

Sie betrachtete Lady Eversleigh mit funkelnden Augen, denn sie bedachte, daß sie durch Unterjochung dieses schwachköpfigen jungen Aristokraten eine höhere Stellung und größeren Reichthum erlangen könnte, als dessen Sir Oswald's vielbeneidete Gattin sich erfreute.

„Als Lady Sumner Howden könnte ich mit Stolz auf die Herrin von Raynham-Castle herabsehen. Als Gräfin von Vandeluce würde mir der Vorrang selbst vor vornehmeren Frauen als Lady Eversleigh gebühren."

Der Tag neigte sich. Man brachte lange bei dem ausgesuchten Imbiß zu, der in einem Zelt

servirt war, welches für diese Gelegenheit von York aus hierhergesendet worden.

Das Banket war ein sehr lustiges. Man hörte schallendes Gelächter, knallende Champagnerpfropfen und scherzendes Geplauder, welches von den wirklich Fröhlichen in gleicher Weise ausging, wie von denen, deren Heiterkeit nur eine erheuchelte und erkünstelte war.

Die Sonne stand schon tief im Westen, als Lady Eversleigh, zerstreut und mißmuthig, sich von der Tafel erhob, um das Signal zum Alleinlassen der Herren zu geben.

Indem sie dies that, warf sie einen Blick nach dem entgegengesetzten Ende des Zeltes — dem Platze, wo ihr Gatte gesessen.

Zu ihrer großen Ueberraschung war dieser Platz leer.

Während des ganzen Tages war Honoria eine Beute düsterer Ahnungen gewesen. Die Entfremdung zwischen ihr und ihrem Gatten war so unerwartet, so unerklärlich, daß sie umsonst gegen das Gefühl von Sorge und Unruhe, welches dadurch in ihr erweckt worden, anzukämpfen suchte.

Sie fragte sich immer und immer wieder, was Sie ihm zu Leide gethan haben könne. Sie überdachte die unbedeutendsten Vorgänge und Gespräche der letztvergangenen Woche, um darin vielleicht eine Lösung des seltsamen Räthsels zu finden.

Die Vergangenheit aber gewährte ihr keinen

derartigen Aufschluß. Sie hatte nichts gethan und nichts gesagt, was selbst den empfindlichsten der Menschen hätte beleidigen können.

Plötzlich begann ihr ein neues und furchtbares Licht aufzudämmern. Sie dachte an ihre niedrige Herkunft — an den kläglichen Zustand, in welchem der Baronet sie gefunden, und sie begann zu glauben, er bereue jetzt, sie zu seiner Gattin gemacht zu haben.

„Er bereut seine Thorheit und ich bin seinen Augen verhaßt," dachte sie. „Er denkt an mein Elend — an das Geheimniß meines vergangenen Lebens. Er hat von seinen fashionablen Freunden vielleicht hämische Worte und grausame Bemerkungen anzuhören gehabt, und er schämt sich nun seiner Heirath. Ach, wie gern wollte ich ihn von der Fessel, die uns an einander bindet, befreien, wenn sie ihm wirklich verhaßt geworden ist."

So ihren düsteren Gedanken nachhängend, ging sie, den anderen Damen weit voran, einen der Waldwege entlang, ohne zu wissen, wohin derselbe führte, bis sie nach einer Weile auf eine Gruppe Reitknechte stieß, die in der Nähe eines grauen Leinwandzeltes standen, welches hier zur Unterbringung der Pferde aufgeschlagen worden.

„Ist Orestes mit in diesem Zelt, Plummer?" fragte sie den alten Reitknecht, der sie gewöhnlich auf ihren Ausfahrten oder Ausritten begleitete.

„Nein, Mylady; Sir Oswald ließ Orestes

vor einer Viertelstunde satteln und ist auf ihm fortgeritten."

„Sir Oswald ist fort?"

„Ja, Mylady. Er hat, glaube ich, während er bei Tafel gesessen, eine Botschaft bekommen, und er ritt in gestrecktem Galopp über das Moor. Es ist dies der nächste Weg nach dem Schlosse, wie Sie wissen, Mylady, aber durchaus nicht der angenehmste."

Honoria ward sehr unruhig. Was hatte diese plötzliche Entfernung zu bedeuten?

„Wißt Ihr vielleicht, wer die Botschaft von Raynham-Castle gebracht hat?" fragte sie den Reitknecht.

„Nein, das weiß ich nicht, Mylady. Ich weiß nicht einmal ganz bestimmt, ob die Botschaft von Raynham war. Ich denke mir es blos."

„Warum nahm Sir Oswald Euch nicht mit?"

„Das weiß ich auch nicht, Mylady. Ich fragte ihn, ob ich mitreiten sollte, er sagte aber. Nein, ich will lieber allein reiten."

Das war Alles, was Honoria von dem Reitknecht erfahren konnte. Sie ging zurück nach dem Tafelzelt, wo, so wie die Sonne sank, das Getöse der sprechenden und lachenden Stimmen immer lauter über die breiten Flächen des Moorlandes hallte.

Die Damen der Gesellschaft hatten sich auf einen grünen weichen Rasenplatz in der Nähe des

kleinen Dickichts versammelt, in welchem das Musikcorps stand. Hier tanzten die jüngeren lustig nach den Melodien eines Straußwalzers, während die älteren hier und da auf Feldstühlen oder gefällten Baumstämmen saßen und zusahen, oder mit einander plauderten.

Honoria Eversleigh lenkte unbeobachtet ihre Schritte nach dem Zelte und näherte sich einer der Oeffnungen, die weniger benutzt war, als die anderen. Hier traf sie einen Diener, den sie in das Zelt hineinschickte mit dem Auftrage, Mr. Reginald Eversleigh zu fragen, ob er den Grund von Sir Oswald's plötzlicher Entfernung wisse.

Der Mann ging dem Befehl seiner Herrin gehorsam in das Zelt hinein, und Lady Eversleigh setzte sich nicht weit davon auf einen Feldstuhl, um den Erfolg ihrer Erkundigung abzuwarten.

Sie hatte nur erst wenige Minuten gewartet, als sie Victor Carrington rasch auf sie zukommen sah — nicht aus dem Zelte, sondern von dem Fußwege her, den sie selbst gekommen war.

Sein ganzes Wesen hatte, als er sich ihr näherte, etwas ungewöhnlich Aufgeregtes, welches sie in ihrem eigenen unruhigen Gemüthszustande förmlich erschreckte.

Bleich und zitternd ging sie ihm entgegen.

„Ich habe Sie überall gesucht, Lady Eversleigh," sagte er hastig.

„Sie haben mich gesucht? Ist Sir Oswald etwas zugestoßen?"

„Ja, leider habe ich von Sir Oswald zu sprechen."

„Nun, so sagen Sie es schnell. Was ist geschehen? Sie spannen mich auf die Folter, Mr. Carrington! — Um Gottes willen sprechen Sie! Ihr Gesicht läßt mich Unheil ahnen."

„Ihre Befürchtungen sind leider nur zu wohl begründet. Sir Oswald ist auf dem Ritt über das Moor vom Pferde gestürzt und liegt gefährlich verletzt in der alten Ruine Yarborough-Tower — dem schwarzen Gebäude am Rande des Moors da drüben. Ein Knabe hat mir soeben die Nachricht gebracht."

„Lassen Sie mich zu ihm — um's Himmels willen lassen Sie mich sofort zu ihm. Gefährlich verletzt — er ist gefährlich verletzt, sagen Sie?"

„So berichtete der Knabe."

„Und wir haben keinen Arzt unter unserer Gesellschaft. Doch Sie sind ja selbst Arzt, Sie können Hülfe leisten."

„Ja, daß hoffe ich, Mylady. Ich werde sofort zu Sir Oswald eilen, und mittlerweile wird man auch von Yarborough-Tower aus nach ärztlichem Beistand geschickt haben."

„Ich muß zu ihm!" sagte Honoria in wilder Aufregung. „Rufen Sie die Diener, Mr. Carrington! — Meinen Wagen augenblicklich!"

In ihrer Aufregung konnte sie kaum diese Worte hervorbringen. Ihre Stimme war gepreßt und heiser, und ohne den stützenden Arm des jungen Arztes wäre sie zu seinen Füßen in's Gras niedergesunken.

Während sie sich an seinen Arm klammerte und ihn mit keuchenden Worten bat, sie zu ihrem Gatten zu bringen, ließ sich in dem nahen Gesträuch ein leichtes Rascheln hören und neugierige Augen lugten durch das Laubwerk.

Lydia Graham's Neugier war durch Lady Eversleigh's Abwesenheit von ihren Gästen rege gemacht worden, und da sie jetzt nicht mehr durch ihr Kokettiren mit dem jungen Lord in Anspruch genommen ward, so hatte sie sich aufgemacht, um die verschwundene Honoria zu suchen.

Reichlich ward sie für ihre Mühe durch die Scene belohnt, deren Augenzeugin sie von ihrem Versteck hinter dem Gesträuch aus war.

Sie sah, wie Victor und Lady Eversleigh in großer Aufregung mit einander sprachen, sie sah Honoria wie von Angst erfüllt sich an den Arm des jungen Arztes klammern, und sie begann zu glauben, Honoria sei wirklich die Verworfene, für welche sie dieselbe angesehen wissen wollte.

Um von dem, was gesprochen ward, etwas zu hören, war Lydia zu weit entfernt. Sie konnte blos das Geberdenspiel der Beiden beobachten und ihre Schlüsse daraus ziehen.

„Meinen Wagen, Mr. Carrington!“ wiederholte Honoria. „Warum rufen Sie nicht die Diener?“

„Nur einen Augenblick, Lady Eversleigh,“ sagte der junge Arzt ruhig. „Sie müssen bedenken, daß bei einer Gelegenheit wie diese nichts wichtiger ist als Geistesgegenwart — Selbstbeherrschung. Wenn ich Ihre Diener alarmire, so wird sich der Alarm auch den versammelten Gästen mittheilen, und sie werden sammt und sonders nach Yarborough-Tower eilen, um Sir Oswald ihr Beileid zu bezeigen, in der That aber seinen Zustand zu verschlimmern. Oder soll es vielleicht etwas nützen, wenn eine Menge halb trunkener Leute sich um sein Schmerzenslager drängen und ihm auf geräuschvolle Weise ihre Theilnahme zu erkennen geben? Nein, mein Vorschlag ist vielmehr dieser: Ich begebe mich in meiner Eigenschaft als Arzt sofort zu Sir Oswald. Ich habe dort hinter jenen Fichten schon eine einspännige Chaise bereit — das rascheste Pferd und den leichtesten Wagen, den ich auftreiben konnte. Wollen Sie sich diesem Fuhrwerk mit anvertrauen, so fahre ich Sie über das Moor und binnen einer halben Stunde haben wir das alte Schloß erreicht. Haben Sie den Muth, Lady Eversleigh, auf diese Weise in aller Stille und unbemerkt mit mir zu kommen? — Oder wollen Sie auf Ihre Barouche warten, um, bis die Zecher da drüben

alle fertig sind, zugleich mit ihnen aufzubrechen?"

Laute Stimmen tönten aus dem Zelte herüber, während Victor Carrington sprach, und Honoria sah ein, daß seine Worte klug waren.

„Sie haben Recht," sagte sie. „Diese Leute dürfen von dem Unfall nicht eher etwas erfahren, als bis mein Gatte nach Raynham-Castle zurückgebracht ist. Gut wird es aber sein, wenn sie jetzt gehen und Plummer, dem Reitknecht, sagen, er solle die Barouche uns nachschicken. Es wird ein Wagen gebraucht werden, um Sir Oswald von Yarborough-Tower fortschaffen zu können, dafern sein Zustand dies gestattet."

„Sehr wahr," antwortete Victor. „Ich werde das Nöthige besorgen."

„Aber thun Sie es rasch!" rief Lady Eversleigh. „Thun Sie es rasch! Ich bitte Sie inständig darum. Wenn Sie wiederkommen, so finden Sie mich dort bei den Fichten, bereit, mit Ihnen aufzubrechen. Verschwenden Sie nicht lange Zeit mit Worten, Mr. Carrington. Bedenken Sie, daß es sich hier um Leben oder Tod handelt."

Victor entfernte sich und Honoria ging nach der kleinen Fichtengruppe, wo sich die Chaise fand, von welcher er gesprochen. Das Pferd stand vollständig angeschirrt daneben, mit dem Zügel an einen Baum gebunden.

Zwei Pfade führten nach dieser Fichtengruppe

— ein oberer und ein unterer — der erstere völlig durch Unterholz gedeckt.

Auf diesem oberen Weg, der sich am Rande einer Abdachung hinzog, bewegte sich Lydia Graham, ohne sich zu kümmern, welchen Schaden sie dabei ihrem kostbaren Costüm zufügte, so begierig war sie, zu ermitteln, wohin Lady Eversleigh ihre Schritte lenkte.

Vollständig vor Honoria's Blicke verborgen, obschon nur wenige Schritte entfernt, wartete sie, um die Gattin des Baronets zu belauern.

Das an diesem abgelegenen Ort aufgestellte Gespann war ihr ein Räthsel, und noch höher stieg ihr Befremden, als sie sah, wie Lady Eversleigh sich das Gesicht mit den Händen bedeckte und einige Augenblicke lang regungslos und wie verzweifelnd dastand.

„Was soll das Alles heißen?" fragte sich Miß Graham. „Sie kann doch nicht die Absicht haben, sich von diesem Carrington entführen zu lassen. Schlecht mag sie sein, ganz gewiß aber ist sie nicht so wahnsinnig, um dieses Abenteurers willen Reichthum und Stellung zu opfern."

Sie wartete beinahe athemlos vor Aufregung und beobachtete mit wachsamem Blicke. Sie brauchte nicht lange zu warten. Nach wenigen Minuten kam Victor herbeigeeilt.

„Haben Sie Befehl wegen des Wagens ertheilt?"

„Ja, ich habe alles Nöthige angeordnet.“

Weiter ward nichts gesprochen. Victor half Lady Eversleigh einsteigen und fuhr dann mit ihr fort — langsam, so lange sie sich noch am Saume des Waldes befanden, dann aber, so wie sie auf das Moorland herauskamen, immer rascher.

„Es ist doch eine Entführung!“ rief Miß Graham, deren Erstaunen keine Grenzen kannte. „Es ist doch eine Entführung! Dieses nichtswürdige Geschöpf ist mit diesem bettelhaften jungen Mann durchgegangen. Nun, Sir Oswald, werden Sie wohl triftigen Grund haben, Ihre schöne romantische Heirath mit der niedrig geborenen Abenteurerin zu bereuen, von welcher kein Mensch je etwas gehört hatte, bis sie auf einmal als Lady Eversleigh von Raynham-Castle die Thür des Gesellschaftslebens betrat.“

Erfüllt von Freude und Triumphgefühl kehrte Lydia nach dem Rasenplatz in der Nähe der Hexengrotte zurück. Die Herren hatten jetzt das Zelt verlassen; der Vollmond ging wie eine große Kugel von geschmolzenem Gold rund und gelb am Himmel auf. Man hatte bereits Anstalten zur Heimkehr getroffen, und die jüngeren Mitglieder der Gesellschaft sprachen mit einander darüber.

Die bevorstehende Mondscheinfahrt ward als eins der Hauptamusements des Ausflugs betrachtet, denn sie gab sicherlich Gelegenheit zu Liebeleien.

Alles war daher Leben und Aufregung. Champagner, Burgunder, Rhein- und Moselwein hatte die Mehrzahl der Herren nur um so galanter und liebenswürdiger gemacht und die Damen konnten von Seite ihrer Cavaliere unterwegs der zartesten Aufmerksamkeiten versichert sein.

Lydia hoffte, daß sie im Stande sein würde, den Faden ihrer Liebelei mit Lord Howden gerade da wieder aufzunehmen, wo sie ihn beim Aufstehen von der Tafel fallen gelassen. Sie hatte es sogar für möglich gehalten, den schwachköpfigen jungen Mann so zu bestricken, daß er ihr einen förmlichen Antrag machte, von welchem es nicht leicht geworden wäre, wieder zurückzutreten, denn Capitain Graham war auf den Ruf der Schwester stets bereit, für sie in die Schranken zu treten, besonders wenn zugleich sein eigen Interesse mit auf dem Spiele stand. Er hatte schon lange gewünscht, daß seine Schwester eine reiche Partie machen möchte, denn ihre Schuld war ihm unangenehm, und er wußte, daß er, wenn sie sich gut verheirathete, dann Geld von ihr borgen könnte, anstatt, wie jetzt, fortwährend von ihr behelligt zu werden.

Miß Graham sah sich in ihrer Erwartung getäuscht. Lord Sumner Howden war einer der wenigen Herren, auf welche frappirter Champagner und Moselwein eine nichts weniger als erheiternde Wirkung geäußert hatten.

Er war dumm und dämlich, bleich und schläfrig, wie ein großer gefräßiger Schulknabe, der sich übergessen hat und nun an den Folgen seiner Unmäßigkeit laborirt.

Die schöne Lydia hatte den Verdruß, ihn zu einem der Diener sagen zu hören, er solle ihn in einen geschlossenen Wagen bringen, wo er auf dem Heimwege ein Schläfchen machen könnte.

Reginald Eversleigh nahm den Platz des jungen Lords in der Barouche ein, welche trotz Honoria's an Victor Carrington gerichteter Bitte der erste in der zur Heimkehr aufgefahrenen Reihe von Wagen war.

Der Neffe des Baronets war allem Anschein nach ebenso schläfrig und dämlich, wie Lord Sumner Howden; obschon er aber wirklich viel getrunken, so hatte doch Berauschtheit mit seinem düstern Schweigen nichts zu schaffen.

Er wußte, daß Carrington's Plan mit jedem Tag weiter vorgeschritten war, und er wußte auch, daß binnen wenigen Stunden der entscheidende Schlag geführt werden sollte. Die eigentliche Beschaffenheit des beabsichtigten Verraths kannte er nicht, aber eben diese Ungewißheit machte ihm das Complott nur um so furchtbarer, und er sah daher der Entwickelung der von seinem Freunde gesponnenen Intrigue mit keineswegs angenehmen Empfindungen entgegen.

Als Alles zum Aufbruch bereit war, entdeckte

man, daß die „gute Lady Eversleigh" fehle. Diener wurden nach allen Richtungen ausgesandt, um sie zu suchen, aber vergebens.

Sir Oswald ward auch vermißt, Plummer, der alte Reitknecht, theilte Mr. Eversleigh mit, sein Onkel sei schon vor einigen Stunden fortgeritten, und da auch einige der Gäste gesehen, daß der Baronet in Folge einer plötzlichen Meldung die Tafel verlassen hatte, so machte dies weiter kein Aufsehen.

Die nächste Person, die man vermißte, war Victor Carrington. — Es war Lydia, welche die Aufmerksamkeit auf die Thatsache seiner Abwesenheit lenkte.

Die Gesellschaft wartete eine ganze Stunde, während die Nachforschung nach Lady Eversleigh in jeder Richtung erneuert ward.

Viele der Gäste sprachen die Befürchtung aus, daß ihr etwas Schlimmes zugestoßen sei; vielleicht, meinte man, habe sie sich im Walde verirrt oder sei am Rande eines der tiefen Wassertümpel in der Nähe der Grotte ausgeglitten und hineingestürzt oder auch Räubern in die Hände gefallen.

Nach einiger Zeit ergab sich jedoch, daß man Victor Carrington eine einspännige Chaise unter den Wagen hatte herausziehen sehen, und ein Bursche, welcher diese Chaise und das dazu gehörige Pferd zu hüten gehabt, erzählte den anderen

Dienern, Mr. Carrington habe gesagt, er brauche diesen Wagen, um Lady Eversleigh nach Hause zu fahren. Sie sei müde, hatte Mr. Carrington gesagt, und wünsche sich in aller Stille zu entfernen.

Diese Mittheilung ward Mr. Reginald Eversleigh von einem der oberen Diener überbracht, und da die Frage in Bezug auf Lady Eversleigh's Verschwinden somit erledigt war, so setzten sich die Wagen in Bewegung.

„Es ist nicht recht von der guten Lady Eversleigh, uns diese unnöthige Sorge gemacht zu haben," sagte Lydia.

Die Dame, welche den zweiten Platz in der Barouche eingenommen, war mit dieser Bemerkung einverstanden.

„Ich war sehr erschrocken," sagte sie. „Ich fürchtete ganz bestimmt, daß ein Unglück passirt sei."

„Und wenn man bedenkt, daß Lady Eversleigh es vorgezogen, heute in einer einspännigen Chaise, einem sogenannten Gig, nach Hause zu fahren!" bemerkte Lydia boshaft. „Was mich betrifft, so halte ich ein Gig für ein sehr unangenehmes Fuhrwerk."

Die anderen Damen murmelten etwas von Lady Eversleigh's niedriger Herkunft und ihrer Unkenntniß der Gebräuche der guten Gesellschaft.

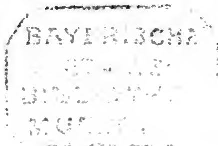
„Sie können sich darüber nicht wundern, liebe Freundinnen," sagte sie. „Ich für meine Person

war überrascht, sie in ihrer neuen Stellung sich so unbefangen bewegen zu sehen. Dennoch aber hat, wie wir sehen, ihre Unwissenheit sie zu einer furchtbaren Verletzung des Anstandes verleitet. Ihr Benehmen ist, gelind gesagt, höchst excentrisch, und sie kann sich darauf verlassen, daß ihr diese Heimfahrt in einem Gig mit diesem gewandten jungen Arzt niemals vergessen werden wird. Ich glaube nicht, daß Sir Oswald eine solche Handlungsweise sonderlich billigen wird."

„Ich billige dieselbe auch nicht," bemerkte Lydia in demselben gedämpften Tone. „Der arme Sir Oswald! Was konnte er auch erwarten, als er sich durch eine solche Heirath compromittirte!"

Reginald lehnte sich mit verschränkten Armen im Wagen zurück und ließ seine Augen im weiten Himmelsraum umherschweifen, während die Damen fortfuhren, mit einander zu flüstern.

Ende des ersten Bandes.




Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

# Inhalt des ersten Bandes.

